

Gemeinschaftsausgabe
mit der EVP

Juni 2015 #03

Magazin **INSIST**

INTEGRIERT DENKEN - GANZHEITLICH GLAUBEN - WERTEORIENTIERT HANDELN



ISSN-Nr. 1662-4661

Leben

Religionen

Populärer aggressiver
Atheismus

Psychologie

Ein gutes Leben muss
religiöse Bedürfnisse stillen

Die ethische Grundfrage

Wir brauchen eine Ethik
der Lebendigkeit

STH
BASEL



NEU
2-jähriges
Quereinsteiger-
Programm
www.sthbasel.ch

Evangelische
Theologie an der
STH Basel studieren

bibelorientiert
universitär*
für die Gemeinde

Abschlüsse
Bachelor of Theology
Master of Theology
Doktor theol.

* Von der Schweizerischen Universitätskonferenz als universitäre
Institution akkreditiert.

Staatsunabhängige Theologische Hochschule Basel
Mühlestiegrain 50
4125 Riehen/Basel, Schweiz
Tel. 0041 (0)61 646 80 80
www.sthbasel.ch

Der fruchtig-milde Hallauer



aus dem **Schaffhauser
Blauburgunderland.**
weinkellerei-rahm.ch



Verzeichnis online unter:

vch.ch

vch HOTELS
Verband Christlicher Hotels

VCH – Verband christlicher Hotels
Via Migliome 31 – CH-6616 Losone
T +41 (0)91 791 00 57 | mail@vch.ch | www.vch.ch



Foto: Andy Hall/Oxfam

Frieden fördern

STOPARMUT-Konferenz mit
Friedensnobelpreisträgerin **Leymah Gbowee**

31. Oktober 2015 in Basel

stoparmut.ch/konferenz

Nach der Abstimmung ist vor dem Referendum

Das Volk hat am 14. Juni Ja zur Verfassungsänderung in der Fortpflanzungsmedizin und in der Gentechnologie im Humanbereich gesagt – deutlicher als erwartet. Damit wird die Grundlage zur Einführung der Präimplantationsdiagnostik (PID) in der Schweiz gelegt. Noch nicht entschieden ist hingegen die Frage, in welcher Art und Weise die genetische Untersuchung von Embryonen im Reagenzglas geschehen soll. Die dazu gehörige Ausführungsgesetzgebung liegt bereits vor: Das Parlament hat im Dezember 2014 das revidierte Fortpflanzungsmedizingesetz beschlossen. Nach dem Ja zur Verfassungsänderung könnte es eigentlich in Kraft treten.



Es sei denn, das Referendum werde ergriffen. Die EVP hat bereits während den parlamentarischen Beratungen im September 2014 das Referendum angekündigt, weil sich abzeichnete, dass das Parlament die vom Bundesrat vorgeschlagene Ausgestaltung der PID massiv ausweiten wollte. Leider war genau dies dann das Resultat der Beratungen. Statt nur erkrankte Personen will das Parlament alle Eltern, die eine künstliche Befruchtung in Anspruch nehmen, zur PID zulassen. Und statt höchstens acht Embryonen können nun 12 Embryonen pro Behandlungszyklus in vitro hergestellt werden. Das eigentliche *pièce de résistance* stellt aber das Chromosomen-Screening dar. Damit können – im Gegensatz zum Bundesratsvorschlag – Embryonen mit Chromosomenfehlern ausgesondert werden. Das würde voraussichtlich dazu führen, dass künftig nach einer Reagenzglasbefruchtung beispielsweise keine Down-Syndrom-Kinder (Trisomie 21) mehr entstehen könnten. Nicht nur die EVP, sondern auch die Behindertenorganisationen und Kirchen können eine derartige Ausweitung des Gesetzes nicht akzeptieren.

Das Volk soll noch einmal über die ethischen und technischen Grenzen in der Anwendung der PID befinden können.

Das Referendum ist daher beschlossene Sache. Es wird von weitaus breiteren Kreisen gestützt als die Kampagne gegen die Einführung der PID. Das Volk hat am 14. Juni bedauerlicherweise Ja zur PID gesagt. Das gilt es zu akzeptieren. Aber das Volk soll noch einmal über die ethischen und technischen Grenzen in der Anwendung der PID befinden können. Dazu braucht es Unterschriften für das Referendum. Und dann ein deutliches Votum gegen die drohende Diskriminierung von Menschen mit Behinderung und deren Eltern – sowie ein entschiedenes Eintreten für den Schutz des werdenden Lebens. Sind Sie dabei?

Joel Blunier
Generalsekretär EVP

Hanspeter Schmutz
Leiter Institut INSIST



Ausbildungen:

Coach EASC September 2015
Mastercoach EASC August 2016
Supervisor/-in EASC August 2016

Start: September 2015

Kompetenz-Training

4x
 jeweils Freitag 14:00 – 21:00 h
 und Samstag 9:00 – 18:00 h

4progress GmbH
 Oristatstr. 58 | 4410 Liestal | Tel. +41 (0)79 640 93 23 | mail@4progress.ch | www.4progress.ch



Zeit für ein Lächeln

Glauben, wachsen, leben, Ruhe finden und sich erholen.

In Männedorf am Zürichsee finden Einzelgäste und Gruppen Raum für Gemeinschaft, Rückzug und Auszeit. Die See- und Bergsicht beruhigt und inspiriert zugleich.

Mehr Informationen und Ferienangebote finden Sie unter www.bibelheim.ch

Ferien- und Tagungszentrum, Hofenstrasse 41, 8708 Männedorf
 Telefon 044 921 63 11, info@bibelheim.ch



Infos unter: www.istl.ch

CELEBRATE 10

10 Jahre ISTL & Diplomübergabe – Sonntag 13. September 2015, 14:00 Uhr, Campus Sursee

SPEAKERS
 Andreas «Boppi» Boppart [Leiter Campus für Christus],
 Heinz Strupler [Gründer ISTL],
 Lucas Girod [Pastor SPM Silbern]

10 JAHRE INNOVATION
 sind nicht genug



Trends

Musik

«Seine verbindende Art brachte Menschen verschiedenster Glaubensrichtungen zusammen.»

Jean-Daniel von Lerber über Andraé Crouch auf Seite 11

Thema

«Menschliches Leben wird in der Bibel als göttliche Leihgabe verstanden.»

Peter Henning auf Seite 18



Impulse

Transformation

«Wir haben eine offene Tür und sind bereit, mit Nachbarn zu reden und sie einzuladen.»

Kobi Stalder auf Seite 34

Vorschau: 4/15
Das Böse



06 Meinungen

06 Forum / Humor

39 Blog: Ausgaben, die Sinn machen

40 Rezensionen

07 Trends

07 Politik: Was für ein Leben! / Welche Flüchtlinge wollen wir aufnehmen?

08 Literatur: Eine Geschichte von Liebe und Finsternis

09 Pädagogik: Vertrauen oder pauschales Misstrauen?!

10 Psychologie: Ein gutes Leben muss religiöse Bedürfnisse stillen

11 Musik: Andraé Crouch: To God be the Glory

12 Religionen: Populärer aggressiver Atheismus

13 Gesellschaft: Die Einstellung zum Tod beeinflusst das Leben

35 Theater: Human Resources

36 Film: Schreiende Filme

15 Thema: Leben

15 Peter Henning

Vorgestellt: Der Gott des Lebens

19 Interview mit Ruth Baumann-Hölzle

Die Ethik der Lebendigkeit

23 Dirk Meisel

Wider die Selektion der Menschen

26 Dorothea Gebauer

Ich gebe dir das Leben: sei lebendig!

28 Interview mit Marianne Streiff

«Dafür kämpfe ich an vorderster Front»

31 Spiritualität

Fünf Lebensstufen

34 Impulse

34 Transformation: «Hope»: Wörter, Sätze, Kontakt, Vertrauen

42 Intern: Die EVP will Brücken bauen

37 Menschen

37 16 Fragen an Maja Ingold

38 Trendsetter

Das Magazin INSIST erscheint vier Mal jährlich.

Impressum

Verlag: INSIST GmbH, Dr. phil. Felix Ruther, Rosenstr. 8, 8105 Regensdorf, Tel. 044 565 75 27; felix.ruther@insist.ch. Redaktionsleitung: Hanspeter Schmutz, SLA phil I, Schöneggweg 1, 5672 Oberdiessbach, Tel. 051 771 28 79; redaktion@insist.ch. Redaktionsschluss: Nr. 4/15: 14.08.2015. Redaktionskommission: Dorothea Gebauer, Dr. Thomas Hanimann, Fritz Imhof, Ruth Maria Michel, Hanspeter Schmutz. Layout: Ruth Imhof-Moser. Druck/Versand: Jakob AG, Grosshöchstetten. Abonnemente: Druckerei Jakob AG, 3506 Grosshöchstetten, Tel. 051 710 42 42; magazin@insist.ch. Jahresabonnement: Fr. 44.– plus Versandkosten (4 Ausgaben). Sponsorenabonnement: Fr. 100.–. Kündigung: 5 Monate im Voraus auf Ende Jahr. Inserate: Ruth Imhof-Moser, Schulstrasse 25, 4515 Zuzgen; inserate@insist.ch. Insertionsschluss: Nr. 4/15: 08.09.2015. Mediaunterlage: www.insist.ch. Titelbild: fotolia/asife.

Magazin **INSIST**

Liebe Leserinnen und Leser des Magazins INSIST

Magazin **INSIST**

Das vorliegende Magazin INSIST enthält ausnahmsweise eine weitere Zeitschrift als Beilage – das «meinTDS». Sie stellt Ihnen diese Schule für Sozialdiakone näher vor. Wenn wir vom Institut INSIST aus eine Schule gründen würden, wäre das Resultat wahrscheinlich so etwas wie das Theologisch-Diakonische Seminar (TDS) Aarau. Ursprünglich eine Bibelschule – hat sich das heutige TDS zu einem modernen Ausbildungsgang für Menschen entwickelt, die an den Brennpunkten der Gesellschaft mit ihrem Beruf Christsein im Alltag leben wollen. Neben der eigentlichen Berufsausbildung für den kirchlichen und sozialen Bereich vermittelt die Schule auch weiterbildende Impulse für alle Interessierten. Ich empfehle Ihnen deshalb die Lektüre von «meinTDS», einmalig oder – noch besser – regelmässig.

Hanspeter Schmutz
Leiter Institut INSIST



Ich freue mich, dass Sie zusätzlich zu Ihrer gewohnten Zeitschrift heute auch «meinTDS» in den Händen halten können. Am Theologisch-Diakonischen Seminar (TDS) Aarau bilden wir Menschen für Kirchen, Diakonie und Mission aus. Sie bezeugen das Evangelium ganzheitlich, mit Wort und Tat. Mit einem theologisch begründeten und sozial kompetenten Handeln prägen sie die Gesellschaft. Die Anliegen des Instituts INSIST – integriertes Christsein, ganzheitliche Spiritualität und werteorientierte Transformation vor Ort – sind uns in unserer Ausbildungsarbeit sehr zentral. Mit der Zeitschrift «meinTDS» erhalten Sie einen Einblick in unsere spannende Tätigkeit. Wenn Sie regelmässig mehr über die Bildung von zukünftigen kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erfahren möchten, senden wir Ihnen «meinTDS» gerne vier Mal im Jahr zu. Richten Sie Ihre Bestellung an: sekretariat@tdsaarau.ch oder 062 836 43 43.

Paul Kleiner
Rektor TDS Aarau

Humor

Ewiges Leben

(KMe) Zwei Studierende der Samford Universität in Birmingham, Alabama verbringen ihren Sommer mit evangelistischen Einsätzen in einer ländlichen Gegend in der Nähe von Montgomery.

Es ist ein besonders heisser Tag, als sie vor einem Bauernhaus stoppen. Sie kämpfen sich durch eine Horde schreiender Kinder und eine Meute bellender Hunde zur Haustüre vor.

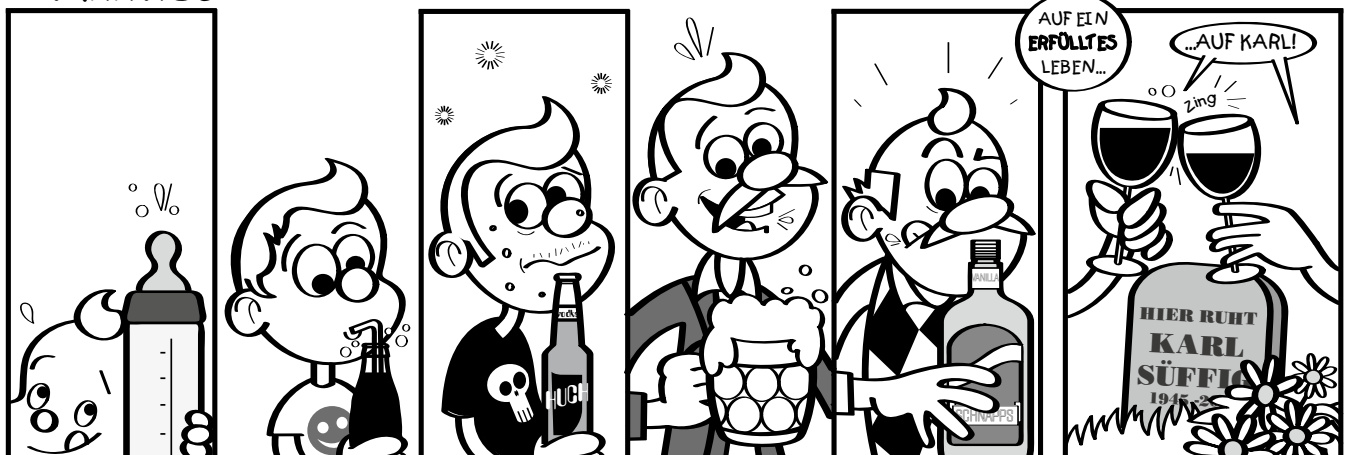
Als sie an die geöffnete Türe klopfen, sehen sie von weitem die Frau des Hauses, die gerade einen Bottich schrubbt. Sie unterbricht ihre Arbeit, wischt sich den Schweiss von der Stirn und fragt, was die Studenten von ihr wollten.

«Wir sind da, um Ihnen zu erzählen, was Sie tun müssen, um das ewige Leben zu erhalten», sagt einer der Studenten.

Die erschöpft wirkende Hausfrau zögert für einen Moment. Dann meint sie: «Vielen Dank, aber ich glaube nicht, dass ich das aushalten würde.»

Quelle: Derric Johnson, Easy Doesn't Do It, Y.E.S.S. Press, 1991, p. 217

STAMMTISCH





Was für ein Leben!

Philipp Hadorn

Der Entscheid der Schweizerischen Nationalbank zur Aufhebung des Mindestkurses zwischen Franken und Euro hat viel Unruhe ausgelöst¹. Die Vertreter der Import-Branchen reiben sich seither die Hände, Konsumentenschützer und der Preisüberwacher drängen auf tiefere Preise, während in der Tourismusbranche über ausbleibende Buchungen und in der Exportindustrie über mangelnde Bestellungen geklagt wird.

Was bereits die «Peacemaker»² im Kindergarten lernen, sollten auch Erwachsene wissen: Probleme lassen sich am ehesten lösen, wenn sich *alle* relevanten Kräfte aus Politik, Gesellschaft und Wirtschaft an einen Tisch setzen. Probleme und Unsicherheiten gibt es ja zu Hauf. Einigen Betrieben fehlt es an Liquidität. Reorganisationen, Auslagerungen und Kündigungen sind in der Pipeline. Zudem wächst der Strom von Einkaufstouristen jenseits der Schweizer Grenzen.

Just in diesem Moment erlauben sich selbsternannte Retter, anlässlich eines bürgerlichen Schulterchlusses alte Parteipositionen aus der Mottenkiste hervorzugraben. Auch diesen Kreisen nahestehende Medien durchschauen aber das Vorhaben: Da geht es nicht um eine konsensfähige Lösungssuche, sondern um ein Säbelraseln gegen den Staat, gegen politisch Andersdenkende und -glaubende, verbunden mit dem Verrat am eigenen liberalen Gedankengut. Es ist Wahljahr! Nicht wenige Politiker üben sich in politischem Stillstand und versuchen, aus Ängsten Kapital zu schlagen.

Zwischen Ostern und Pfingsten liegt der 1. Mai. Mit dem Slogan «Soziale Gerechtigkeit statt Ausgrenzung» haben Gewerkschaften und Linke eine evangeliumsnahe Antwort auf die aktuellen Notsituationen im *In- und Ausland* gewählt. Ich wünsche mir, dass das Wehen des Pfingstgeistes tiefgreifende Veränderungen bewirken wird. Damit der Ausspruch «Was für ein Leben!» einem hoffnungsvollen, bejahenden und (er-)rettenden Leben Platz macht!

1 Auszug aus meiner 1. Mai-Rede 2015 in Olten; für den vollständigen Text siehe: www.philipp-hadorn.ch

2 Kinder, die als Friedensstifter ausgebildet werden



Philipp Hadorn ist Nationalrat SP, Zentralsekretär der Gewerkschaft des Verkehrspersonals SEV und lebt mit seiner Frau und den drei Jungs in Gerlafingen SO, wo er sich in der evangelisch-methodistischen Kirche engagiert.
mail@philipp-hadorn.ch, www.philipp-hadorn.ch

Welche Flüchtlinge wollen wir aufnehmen?

Erich von Siebenthal

Wenn ich an die Menschen in Syrien, Irak, Afrika und in anderen Ländern denke und mir bewusst wird, was da im Gange ist, stellt sich mir die Frage, was wir da persönlich und als Schweiz tun sollen.

Die Schweiz hat sich vorgenommen, 3000 Flüchtlinge aufzunehmen, was gut und notwendig ist. Vielleicht sind es zu einem späteren Zeitpunkt noch mehr. In den mehrheitlich islamischen Herkunftsländern sind die Christen nur Minderheiten, sie werden deshalb immer mehr vertrieben. Die Frage ist: Wohin können sie fliehen? Die Möglichkeiten sind für sie im Vergleich mit den Moslems sehr eingeschränkt. Es hat in dieser Frage schon verschiedentlich Kontakte zur Schweizer Regierung gegeben. Aussagen, dass man bereit wäre, besonders auch Christen, die an Leib und Leben bedroht sind, aufzunehmen, waren bis heute aber nicht oder kaum zu vernehmen.

Es ist grundsätzlich sicher gut und richtig, dass wir alle gleich behandeln. Aber ich zweifle daran, dass die christlichen Flüchtlinge wirklich gleich behandelt werden. Ich weiss, es herrscht auch unter Christen nur zum Teil die Meinung, dass wir vermehrt christliche Flüchtlinge aufnehmen sollten. Ich werde aber das Gefühl nicht los, dass es Kräfte gibt in unserem Land und darüber hinaus, die mit der Flüchtlingspolitik unser Land mit Muslimen unterwandern wollen – mit dem Ziel, dass wir als lebendige Christen dann endgültig und plötzlich zur Minderheit werden, die eines Tages auch nicht mehr die gleichen Rechte besitzt. Was das heissen würde, können wir nur ahnen.

Unabhängig welche Meinung wir auch vertreten, die Verantwortung tragen wir. Es ist eine sehr anspruchsvolle Thematik, aber eines ist klar: Es geht um das Leben von Menschen.



Erich von Siebenthal ist SVP-Nationalrat und Biobauer im Berner Oberland. Er lebt zusammen mit seiner Familie in Gstaad und engagiert sich dort in der Evangelisch-methodistischen Gemeinde.
erich@erichv7thal.ch

Unsere Kolumnisten schreiben aus unterschiedlicher politischer Perspektive und regen damit zur persönlichen Meinungsbildung an.

Eine Geschichte von Liebe und Finsternis

Alexander Arndt **Wer im winterlichen Jerusalem gelebt hat, weiss, dass es dort regnen kann, bisweilen gar schneien, sodass die aus Jerusalemer Stein gebauten alten Häuser nicht so recht warm werden wollen und deshalb heisser Tee und eine warme Decke zu treuen Begleitern werden. Regen, der nicht aufhören will, ist auch die Metapher für den Seelenzustand des jungen Schmueel Asch im neuen Meisterwerk von Amos Oz**¹.

Schmueel Asch steckt in einer Lebenskrise. Die Freundin hat ihn gerade zugunsten eines professionellen Regenexperten verlassen, die Magisterarbeit «Jesus in den Augen der Juden» hat Schiffbruch erlitten, sein linkes Politgrüppchen hat sich im Streit aufgelöst, von den Eltern fliesst kein Geld mehr fürs Studium und überhaupt ist der hypersensible Schmueel eher nahe am Wasser gebaut. Einer Anzeige folgend zieht er unter der Auflage strengster Verschwiegenheit in ein altes Haus, um dem kranken, zynischen alten Intellektuellen Gershom Wald als Gesprächspartner zu dienen. Die klastrophobische Enge wird belebt von der 45-jährigen Schwiegertochter Atalja – so schön wie unnahbar und alsbald Projektionsfläche für den einsamen Romantiker – sowie von Geistern der Vergangenheit. Einmal mehr schreibt Oz eine «Geschichte von Liebe und Finsternis».

Verrat

Der historische Rahmen ist der Jahreswechsel 1959/60 im geteilten Jerusalem: Der jüdische Staat ist noch jung und hat dennoch seine Un-



Alexander Arndt hat Geschichte, Literatur- und Kulturwissenschaft studiert und promoviert zur Zeit. Er ist in Zofingen in der Erwachsenenbildung tätig und arbeitet als Online-Redaktor für das «Jerusalem Center for Public Affairs».

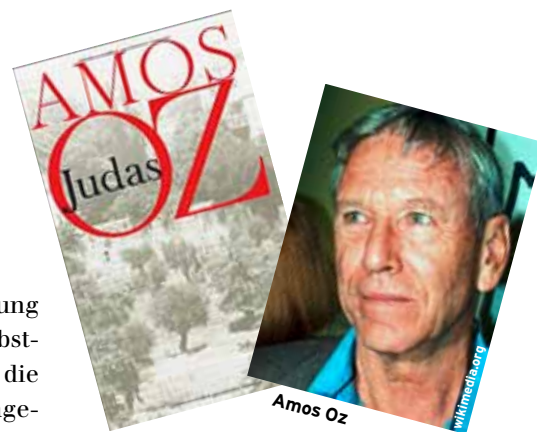
schuld verloren. Die Staatsgründung 1948 war nur durch blutige Selbstverteidigung zu vollenden. Es ist die Ruhe vor dem Sturm des Sechstagekrieges, der Israel die ganze Stadt Jerusalem beschern wird, aber keinen Frieden. Gelegentlich hallt der Schuss eines jordanischen Hecken-schützen durch die Nacht.

Die moralische Reinheit der Waffen ist in Kriegszeiten eine Fiktion. Immer trifft es Unschuldige, immer werden Werte und Ideale blossgestellt und verraten. Und so nutzt Oz seinen Roman zu einer Meditation über den Verrat, das jüdisch-christliche Verhältnis und religiös-ethnische Gewalt in Nahost. Ataljas toter Vater gilt als Verräter. Er wiederum lehnte einen jüdischen Staat vehement ab, weil er darin den Verrat eines säkular-heilsgeschichtlichen Zionismus sah. Schmueel fühlt sich von Freundin und sozialistischen Idealen verraten. Seine Familie wirft ihm Verrat seiner Ambitionen vor. Alles eine Frage der Perspektive? Schmueels Gedanken beginnen manisch um die Urfigur des Verrats – Judas Ischariot – zu kreisen.

Welcher Jesus?

Entsprechend bereichernd durchzieht der jüdische Diskurs über Jesus das ganze Buch. Welche Lesarten von Jesus ergeben sich? Wunder-Rabbi, jüdischer Reformier, Mensch oder doch Gottessohn? «Ich liebe ihn» lässt Oz Schmueel über Jesus sagen und zitiert sich – wie jüngst im Interview – selbst, gegen jede Polemik, die Jesus für all die antisemitische Gewalt der Jahrtausende verantwortlich machen will. Doch wo begann der Verrat an der christlichen Botschaft der Liebe? Wo der Verrat am Juden Jesus, der nicht gekommen war, eine neue Religion zu gründen?

Die Antwort, in die sich Schmueel in der Einsamkeit seiner Kammer hineinsteigert: Judas hat Jesus nicht



verraten wollen. Es bedurfte keines Kusses, um diesen zu erkennen und zu verhaften. Schmueel spekuliert, dass Judas der leidenschaftlichste Anhänger Jesu gewesen sei, gewillt, ihn ans Kreuz zu bringen, auf dass er hinabsteige und sich aller Welt zweifelsfrei offenbare. Doch das Kreuz unterlief diese Erwartung. Judas' ungeduldige Liebe für Christus entpuppt sich als religiöser Wahn, der Gewalt brachte – «die Welt ist krumm und verbogen und voller Qualen, aber jeder, der sie verbessern will, taucht sie schon bald in Blutströme», resigniert Wald.

Mehr als Feigen

Die Stärke dieses einfühlsam übersetzten Romans ist es, dass er die aufgebauten Spannungen verschiedener Sichtweisen – Nahostkonflikt, christlich-jüdisches Verhältnis, die Dialektik aus Liebe und Einsamkeit – nicht banal gutmenschlich auflöst. Mehrfach stolpert Schmueel über die eher dunkel bleibende Bibelstelle vom verfluchten Feigenbaum. Ist dies der Baum, an dem sich Judas angesichts seines Scheiterns erhängte? Doch auch Schmueel, «der Feigen liebte», beginnt, sich dem Leben zuzuwenden und sucht «nach ein, zwei oder drei früh gereiften Früchten. Was eigentlich nicht sein konnte, denn keine Feige reift zu Beginn des Frühjahrs, vor dem Pessachfest.»

Und so entlässt einen dieses nachdenkliche Buch nicht nur als ein grosses Stück Literatur, sondern auch mit der leisen Ahnung von Glaube, Liebe und Hoffnung ins Leben.

¹ Oz, Amos. «Judas.» Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Berlin, Suhrkamp, 2015.

Vertrauen oder pauschales Misstrauen?!

Andreas Schmid «Hey, chömed, ich weiss, dass ihr das chönd!» Was wie die austauschbare Pausenansprache eines Fussballtrainers tönt, steht für einmal für etwas anderes: das unbedingte Vertrauen eines Lehrers in die Möglichkeiten seiner Schülerinnen und Schüler. Und die Art, wie die Schüler im Unterricht mitziehen, lässt vermuten: Das beruht auf Gegenseitigkeit.

Der obige Einstiegssatz stammt aus einem Unterrichtsbesuch. Es ist die erste Stunde an einem sonnigen Frühlingssachmittag in einer 1. Sek B-Klasse mit 17 Schülerinnen und Schülern: einige mit Anlaufschwierigkeiten nach dem Mittagessen, einige andere im Gegensatz dazu ziemlich kribbelig und aufgedreht. Der Lehrerstudent initiiert geschickt eine Übung zum Thema Wortschatzerweiterung, die beide Gruppen abholt: Es gibt drei Minuten Zeit, um 10 Synonyme zum Verb «gehen» zu finden – los! Als einige nach zwei Minuten anstehen und zu stöhnen beginnen, folgt der obige Ansporn. Das Zutrauen wirkt, es wird noch einmal Gas gegeben ... Die Auswertung im Plenum verläuft angeregt. Befund: Die Klasse hat 32 verschiedene Synonyme zusammengetragen und mit je einem Beispiel versehen.

Ohne Vertrauen geht nichts

Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, für eine Weile nichts mehr zum Lehrplan 21 zu schreiben. Doch nun scheint die nächste Runde anzustehen, mit Schlagzeilen wie «In jedem zweiten Kanton wollen Kritiker den Lehrplan bodigen», oder: «Die Gegner



Andreas Schmid ist Dozent Berufsbildung im Sek I-Studiengang an der PH Luzern. Er hat nach einer Tätigkeit als Oberstufenlehrer Erziehungswissenschaften studiert und leitete zehn Jahre den Bildungs- und Ferienort Campo Rasa.
aj.schmid@bluewin.ch

der Schulreform sind im Aufwind.» Was braucht die Schule in dieser Situation? Oder besser gesagt: Was brauchen die einzelnen Lehrerinnen und Lehrer bzw. die Kinder und Jugendlichen in ihrem Unterricht?

Gelingendes Lernen lebt zu einem wesentlichen Teil davon, dass im Klassenzimmer tragfähige Beziehungen aufgebaut werden können. Eine der grundlegendsten Bedingungen dafür ist Vertrauen. Einerseits in die eigenen Möglichkeiten – sei es als Lehrerin oder Schüler. Aus Sicht der Schülerinnen und Schüler ist es aber vor allem das Vertrauen zum Lehrer oder zur Lehrerin, die ihnen die Inhalte nahe bringen und vermitteln. Wo dieses gegenseitige Vertrauen vorhanden ist, wird enorm viel Potenzial freigelegt und werden auf beiden Seiten Ressourcen genutzt, die sonst brach liegen.

Verlässliche Bedingungen schaffen

Wie kann dieser Prozess gelingen? Eine der Bedingungen für Vertrauen ist Verlässlichkeit: Wenn ich weiss, woran ich bin, sei es mit meinem Gegenüber oder mit dem äusseren Rahmen, dann kann ich daran gehen, eine Beziehung oder Situation zu gestalten. Ich bin bereit, etwas von mir her zu investieren.

Die Diskussion um den Lehrplan 21 steht an dieser Stelle an: Sie ist nach wie vor geprägt von pauschalen Misstrauensvoten, oft in Unkenntnis der Fakten. Das macht es schwierig, sich in die anstehende Umsetzungsphase hineinzubewegen und darin Zufriedenheit und Engagement zu entwickeln. Nur so aber kann man sich konstruktiv mit Vorbehalten auseinandersetzen und die zweifellos noch vorhandenen Baustellen konkret angehen.

Vermitteln wir als Eltern unseren Kindern und Jugendlichen das Gefühl, dass sie in eine gute Schule gehen? Haben wir als Lehrerinnen und Lehrer eine Grundüberzeugung, dass wir auch unter den neuen Lehr-



«Gelingendes Lernen lebt zu einem wesentlichen Teil davon, dass im Klassenzimmer tragfähige Beziehungen aufgebaut werden können.»

plan-Voraussetzungen guten Unterricht und eine gelingende Beziehungsarbeit leisten können? Schaffen wir als Behördenmitglieder bzw. Bürgerinnen und Bürger die Verbindlichkeiten, die es braucht, um die neuen Strukturen zu füllen?

Die Grundsatzdiskussionen sind geführt, die Chancen, Problemstellungen und Spannungsfelder ausgemacht. Eine reine Verhinderungspolitik hilft den betroffenen (und ausführenden!) Akteuren nicht, Vertrauen in den neu definierten Rahmen zu gewinnen. Ist es von daher angebracht, das Reformvorhaben weiterhin mit föderalistischen Grabenkämpfen und parteipolitisch motivierten Profilierungs-Abstimmungen in Frage zu stellen? Diese zögern den Start der Arbeit nur noch länger hinaus.

Wer mit dem Wohl der Kinder argumentiert, sollte sich diesen Fragen stellen. Es wird Zeit, dass wir den Lehrerinnen und Lehrern, den Schulleitungen und Behördenmitgliedern einen verlässlichen Orientierungsrahmen in die Hände geben, der von innen her gestaltet werden kann – im Sinne des Eingangsbeispiels. Dafür sollten wir mit unserem Abstimmungsverhalten Raum schaffen.

Ein gutes Leben muss religiöse Bedürfnisse stillen



laqom/fotolia

Dieter Bösser **Die allermeisten Menschen wünschen sich ein gutes Leben. Die Vorstellungen darüber, was das konkret bedeutet, gehen allerdings relativ weit auseinander.**

Aus psychologischer Sicht hat ein gutes Leben viel mit der Erfüllung persönlicher Bedürfnisse zu tun. Gemäss Lehrbuch beziehen sich Bedürfnisse auf Verhaltensziele und haben eine grosse Ähnlichkeit mit Motiven und Interessen. Ein ungestilltes Bedürfnis erzeugt einen inneren Spannungszustand. Dieser wird zur antreibenden Kraft, um das Bedürfnis zu stillen. Es gibt verschiedene Bedürfniskonzeptionen, sehr bekannt ist etwa die Maslow'sche Bedürfnispyramide.

Bedürfnisse unterscheiden sich je nach Person

Unbestritten ist, dass sich Menschen ganz grundsätzlich hinsichtlich ihrer Bedürfnisse und deren jeweiliger Stärke unterscheiden. Meines Wissens gibt es in der Psychologie keinen konsensfähigen Bedürfniskanon. Vielmehr existieren unterschiedliche Vorstellungen darüber, was legitime menschliche Bedürfnisse sind. Zudem müssen wir im umgangssprachlichen Gebrauch zwischen verschiedenen Bedürfnisarten unterscheiden. Konsumbedürfnisse



Dieter Bösser, MTh und MSc UZH, ist als Theologe und Psychologe unterwegs in unterschiedlichen Fachgebieten mit dem Ziel, wissenschaftliche Konzeptionen und das Leben in die Nachfolge Christi zu integrieren. Er ist zudem Leiter der VBG-Arbeit unter Berufstätigen.
dieter.boesser@vbg.net

nisse nach einem bestimmten Produkt, oft durch entsprechende Werbung stimuliert, sind von einer anderen Qualität als existenzielle Bedürfnisse wie beispielsweise der Wunsch nach guten Beziehungen zu anderen Menschen.

Gibt es auch religiöse Bedürfnisse?

Sind Menschen in der Lage, ihre existenziellen Bedürfnisse auf Anfrage zu benennen? Gehören dazu auch religiöse Bedürfnisse? Diese Frage ist längst nicht nur theoretischer Natur. So wurden im Herbst 2014 vielen christlichen Jugendorganisationen finanzielle Beiträge des Bundesamtes für Sozialversicherung gestrichen. Begründet wurde diese Entscheidung unter anderem damit, dass sich diese Jugendverbände nicht an den Bedürfnissen der Jugendlichen ausrichten, sondern einen eigenen Organisationszweck verfolgen würden, der nichts mit der Förderung junger Menschen zu tun habe. Dahinter steht die Auffassung, dass es keine legitimen religiösen Bedürfnisse gibt, auf die christliche Organisationen eingehen könnten oder sollten.

Religiöse Bedürfnisse helfen zu einem guten Leben

Die generelle These, dass Menschen keine religiösen Bedürfnisse haben, kann durchaus bestritten werden. Die meisten Menschen suchen in irgendeiner Form nach Transzendenz. Gemäss den Untersuchungen des Religionssoziologen Jörg Stolz bezeichnen sich in der Schweiz nur 10% als säkular – als Personen ohne jede religiöse Praxis und religiöse Glaubensüberzeugungen. Bei den allermeisten sind offensichtlich religiöse Bedürfnisse vorhanden, die sie zu re-

ligiösen Praktiken veranlassen. Der Professor für Praktische Theologie und Religionspädagogik Friedrich Schweitzer nennt in seinem Buch «Das Recht des Kindes auf Religion» eine Reihe von Vorteilen, die Religion Kindern bieten kann: Religiöse Erziehung unterstützt die kindliche Vertrauensbildung und fördert die Widerstandskraft (Resilienz) in schwierigen Situationen. Sie ermöglicht Sinnerfahrung und unterstützt die Wertebildung. Sie kann Kindern zu Ich-Stärke verhelfen und eröffnet Zugänge zu einer bereichernden Sprache und Bilderwelt. Schliesslich ermöglicht religiöse Erziehung die Erfahrung von Gemeinschaft.

Der Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Dr. Hans Rudolf Stucki, fragt in seinem Buch «Spiritualität wiederentdecken»: «Können wir den Heranwachsenden in der Ganzheit gerecht werden, wenn wir die spirituelle und religiöse Dimension aus dem Erziehungsprozess ausschliessen? Die Antwort lautet nein.» Er erwähnt, dass bereits Kinder mit Existenz- und sogar Überlebensfragen konfrontiert sind und folgert, dass «das Kind in seinem Suchen nach Verstehen und Sinn und in seinem Fragen nach Gott nicht sich selbst überlassen werden» darf.

Fazit: Zu einem guten Leben gehört nicht nur für Kinder, sondern für die allermeisten Menschen auch die Erfüllung der religiösen Bedürfnisse. In der abendländischen Wohlstandsgesellschaft werden sie mindestens teilweise überlagert oder verfremdet. Spätestens in den Grenzsituationen des Lebens treten sie aber deutlich zutage. Erfüllte religiöse Bedürfnisse erweisen sich nicht nur dann als eine wertvolle Ressource.

Andraé Crouch: To God be the Glory

Jean-Daniel von Lerber **Es gibt im Leben Tage, die vergisst man nie mehr. Der 14. März 1980 ist für mich ein solcher Markstein: Wir organisierten unser erstes richtig grosses Konzert in der Mehrzweckhalle Zofingen: mit Andraé Crouch & the Disciples, die auf ihrer grossen Europa-Tour für ein Konzert in der Schweiz Halt machten (Bild).**

Auf der Bühne stand eine hochkarätige Band mit Bill Maxwell an den Drums, Hadley Hockensmith am Bass (nicht an der Gitarre ...), Andraé am Flügel, einem Mitmusiker an der Hammond B3 und dann natürlich auch mit sechs Sängern und Sängerinnen, darunter Tata Vega und Sandra, Andraés Zwillingschwester. Die Songs von Andraé und seinen Musikern nahmen das Publikum völlig gefangen. Seine einfachen Aussagen, die hochprofessionellen Arrangements und das souveräne Auftreten aller Musiker und Sänger beeindruckten mich tief. Immer wieder lief es in den Texten und Moderationen darauf hinaus, dass Gott alles in seinen guten Händen hält, dass er es gut mit uns allen meint und wir – seien die Umstände noch so widrig – unser Vertrauen ganz auf Jesus setzen sollten.

Gelebte Lieder

«Jesus is the answer» hiess einer der bekanntesten Songs von Andraé. Diese Überzeugung hat er gelebt. Viele seiner Lieder wurden zu Songs, die Eingang in unzählige Gottesdienste und in das Repertoire von Gospel-Chören rund um den Globus fanden. Manche wurden übersetzt und vielfach gecovered. Der Oslo Gospel Choir hat das Repertoire von



Jean-Daniel von Lerber ist seit 30 Jahren Kulturagent; er leitet PROFILE Productions in Richterswil ZH. jean@profile-productions.ch

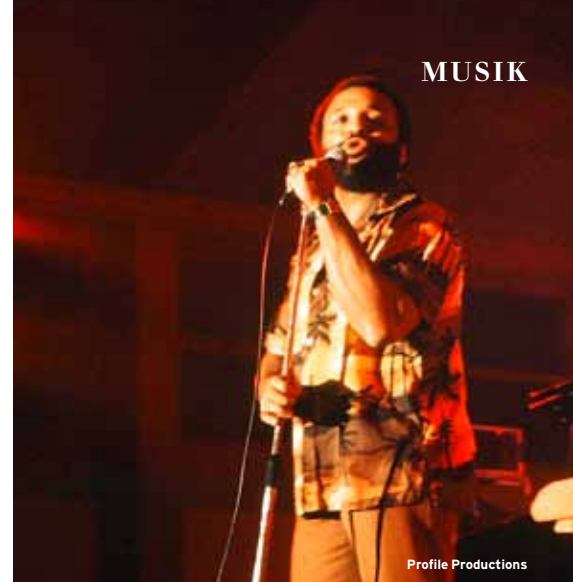
Crouch durch all die Jahre lebendig gehalten. Tore O. Aas, Dirigent des Chores wurde denn auch zu einem engen Freund von Andraé und manch ein Lied entstand aus dieser Zusammenarbeit.

Ein Vorbild für viele

Am 8. Januar 2015 ist Andraé Crouch 72-jährig einem Herzinfarkt erlegen. Er ist im Beisein seiner Schwester und engen Freunden in Los Angeles verstorben. Anlässlich des Abschiedsgottesdienstes, der am 21. Januar in der «West Angeles Church of Christ» stattfand, wurde so richtig klar, wie viele Musiker er beeinflusst hat. Nicht nur musikalisch – sondern auch mit seinem unerschütterlichen Gottvertrauen. Viele bekannte Künstler waren da, so auch Edwin Hawkins – der Komponist von «O happy day» – (die Familien Hawkins und Crouch standen sich sehr nahe), Marvin Winian, Stevie Wonder, Kirk Franklin, die ganze KOINONIA Band, Tata Vega, Dr. Bobby Jones, Bryan Duncan, Israel Houghton, ja sogar Jessie Jackson richtete ein Grusswort an die Trauergemeinde.

Gebet um die Gabe der Musik

Crouch und seine Zwillingschwester Sandra kamen am 1. Juli 1942 in Kalifornien (San Francisco) zur Welt. Die Eltern waren Pastoren einer Pfingstgemeinde. Der Vater gründete 1951 in seiner Garage eine Gemeinde. Mangels eines Musikers betete er mit seinem 11jährigen Sohn Andraé um die Gabe der Musik. Von diesem Tag an konnte er Piano spielen! Dass er dieses «Geschenk» von Gott erhalten hatte, blieb ihm zeitlebens vor Augen. Mit 14 komponierte er eigene Lieder, obschon er keine Noten lesen konnte. 23-jährig gründete er «Andraé Crouch & the Disciples», mit denen er fortan seine grossen Hits in die Welt hinaustrug. Musikalisch gelang Crouch eine vorher



Profile Productions

Hinweis: YouTube-Film von Andraé Crouch anlässlich eines Billy-Graham-Evangelisationsabends in New Mexico: <http://bit.ly/1dqbVII>.

nie dagewesene Synthese von traditionellem Gospel, Soul und funkigen Elementen, eine Mischung, die weit über das reine «Gospel-Publikum» hinaus Anklang fand.

Sein grosses Talent blieb nicht verborgen. Mehr und mehr wurde er von grossen Stars zur Mitarbeit eingeladen. Darunter Elvis Presley, Quincy Jones, Michael Jackson, Madonna, Philipp Bailey, Stevie Wonder, Ringo Starr, Elton John, Chaka Khan, Joe Sample und Billy Preston, um nur einige zu nennen. Zu jener Zeit erhielt er auch Aufträge, Filmmusik zu schreiben. So hat er preisgekrönten Filmen wie «The Colour Purple», «Free Willy» und «The Lion King» mit seinen Songs eine unverwechselbare Note gegeben. Im Laufe seiner vielseitigen Karriere gewann Crouch 7 Grammy- und 5 Dove-Awards.

Pastor Andraé

1995, nach dem Tod seines Vaters, übernahm er zusammen mit seiner Schwester die Leitung der Christ Memorial Church und wurde zum «Pastor Andraé». Seiner Gemeinde und vielen Freunden und Künstlern aus dem Grossraum von Los Angeles war er nun ein Hirte. Seine verbindende Art brachte Menschen verschiedenster Glaubensrichtungen zusammen. Anlässlich der Trauerfeierlichkeiten für Michael Jackson hatte Crouch mit seinem Chor «Soon and very soon, we are going to see the king» intoniert. Nun ist er seinem König selber begegnet.

Populärer aggressiver Atheismus

Georg Schmid **Mag sein, dass ich mich früher als Pfarrer zu wenig in den dafür zuständigen Kreisen bewegte. Jedenfalls fiel ich aus allen Wolken sanft christlicher Denkkultur, als ich mich im vergangenen Herbst auf das Abenteuer eines Bloggers in Hugo Stammers Sektenblogs einliess.**

Neben manchen verständnisvollen Beiträgen und Einwüfen stiess ich – wenig überraschend – auch auf affektierte Selbstinszenierungen. Was mich aber wirklich überraschte, war die Derbheit und Heftigkeit der atheistischen Kritik, die mir von einzelnen prominenten Bloggern entgegenschlug.

Überholte Erkenntnisse

Die These zum Beispiel, dass Jesus nie existiert habe, glaubte ich schon seit Generationen überwunden. Mitnichten! In den Hugo-Stamm-Blogs feiert sie ihre freche Auferstehung. Dass Jesus – der nie existiert hat – darüber hinaus noch als Scheusal von seinen Erfindern konzipiert wurde, als rabiater Sadist und Masochist, der ständig mit der Hölle drohte, der sich im Ernstfall sogar die eigene Hand abgeschnitten hätte und der dazu aufrief, seine Eltern zu hassen, würde die meisten Christen dazu veranlassen, die Blogseiten schleunigst wieder zu verlassen.

Ich blieb und frage meine atheistischen Bloggerkollegen: «Woher habt ihr diese 'Erkenntnisse'?» Zum Teil scheinen sie die Bibel zu lesen, wobei sie aber immer nur auf Stellen



Prof. Georg Schmid ist Pfarrer und Religionswissenschaftler.
georg.schmid@swissonline.ch



Alexander Trinitatov/123rf

«Ihr Atheismus ist in ihren Augen in keiner Weise biografisch bedingt.»

achten, die sich möglichst brutal und absurd auslegen lassen. Zum Teil stützen sie sich auch auf Universitätstheologen, die, von der Kirche und der Theologie frustriert, ihre Wut in einen antichristlichen Bestseller einfliessen lassen. Der theologische Mainstream mit seinen gediegenen Bibelkommentaren wird von ihnen nicht konsultiert. Denn man weiss zum vornherein, dass Theologie nichts bringt. Die absurden Bibeldeutungen gingen zum Teil so weit, dass sogar die Paulusbrieve erst als Werke des 2. Jahrhunderts bezeichnet wurden, womit sich sogar die Historizität des Paulus im Dunst atheistischer Theoriebildung auflöste. Was sollte ich angesichts dieser Argumente noch sagen?

Seelsorgerliche Sorgfalt?

Kollegen rieten mir, mit den atheistischen Bloggerbrüdern und -schwestern seelsorgerlich umzugehen, sie in ihren Verletzungen, die ihnen Kirchen oder fromme Verwandte zugefügt hatten, ernst zu nehmen. Aber diesen «seelsorgerlichen» Zugang hassen viele Blogger wie die Pest. Ihr Atheismus ist in ihren Augen in keiner Weise biografisch bedingt. Ihr Atheismus und ihre Religionskritik hat in ihrem Verständnis mit Emotionen rein gar nichts mehr zu tun. Ihr Atheismus entspringt ihrem «Rationalismus», d.h. ihrer radikal vernünftig durchdachten und kritisch hinterfragten Weltanschauung. Wer nach

biografischen Motiven im Atheismus sucht, beleidigt nur den unverkennbar stolzen Rationalismus des atheistischen Bloggers. Kurz – der Seelsorger in mir scheiterte angesichts dieser Bloggervoten.

Religion als Grundübel der Menschheit

Nicht besser ging es dem Religionswissenschaftler in mir. Fast am meisten ärgerte mich, wenn Religionen insgesamt als Grundübel der Menschheit und als zutiefst abschaffungswürdig bezeichnet wurden: «Erst wenn die Welt keine Religionen mehr kennt, wird sie zur friedlichen Welt.» Natürlich verstehe ich den Ärger und auch die Wut, welche die nicht enden wollenden Untaten der Islamisten auslösen. Wenn Religion nur das wäre, was u.a. der Islamische Staat uns vorführt, dann wäre es in der Tat das Beste, wir würden jede Religion abschaffen. Selbstverständlich versuchte ich immer wieder auf andere, menschenfreundliche Aspekte der Religionen hinzuweisen. Aber worauf kann ich noch hinweisen, wenn mein Gegenüber nicht mehr bereit ist hinzuschauen?

Ich schliesse diese Glosse bewusst mit Fragen. Ich schreibe diese Zeilen nicht, weil ich nun nach gebachten Erfahrungen mit den Hugo-Stamm-Blogs weiss, wie man mit Atheisten und Freidenkern umgeht. Ich schreibe, weil ich es nicht mehr weiss.

Die Einstellung zum Tod beeinflusst das Leben



Corolu Octavian/123rf

Alex Nussbaumer **Unsere Einstellung zum Tod beeinflusst unsere Einstellung zum Leben. Erstere wiederum wird nachhaltig beeinflusst von unserer Vorstellung davon, ob und wenn ja wie es nach dem Tod weitergeht. Wie in allen diskutierbaren Fragen gibt es auch hier eine grosse Vielfalt von Antworten.**

Ich versuche im Folgenden, einen gesellschaftlichen Grundstrom in der Haltung dem Sterben und dem Tod gegenüber herauszuspüren – und die entsprechenden Auswirkungen auf das Leben aufzuzeigen.

Der Tod als Filmriss

Man kann sich den Tod als eine Art Filmriss vorstellen. Über die Auswirkung auf das Leben, die diese Haltung hat, sagte einmal ein Witzbold: «Früher wurden die Menschen 35 und hatten noch eine ganze Ewigkeit vor sich. Heute sterben sie mit 85 und müssen in diese Zeit alles hineinkriegen, was das Leben zu bieten hat.» Eine reine Diesseitigkeit erzeugt Druck auf die Lebensstadien hier auf Erden. Krankheiten, die das Leben einschränken, sind vor diesem Hintergrund nur schwer einzuordnen. Ein bis zum Schluss ausgefochtener Krankheits- und Todeskampf ist sinnlos. Ohne Genuss gibt es keinen Sinn im Leben.

Wenn es nichts zu verantworten gibt

Die Angst vor dem Fegefeuer und der Hölle, die Menschen früherer Jahrhunderte von der Kirche eingejagt wurde, hatte sehr negative Folgen auf das Grundgefühl gegenüber dem

Leben. Bis heute können schiefe Gottesbilder Depressionen und Lebensüberdross erzeugen.

Die Überzeugung, dass wir uns vor einem persönlichen Gott zu verantworten haben, ist heute weitgehend verlorengegangen. Es ist gut, dass die heutige Kirche den Menschen keine Fegefeuer- und Höllenängste mehr einjagt. Ist es aber auch gut, dass wir keinen Verantwortungshorizont mehr haben? Das verändert die Einstellung zum Leben fundamental.

Ohne die Vorstellung einer persönlichen Verantwortlichkeit lässt sich eine nachhaltige Ethik nur schwer begründen. Ich denke hier nicht an eine Schönwetterethik im Sinn von «Seid nett zueinander», sondern an Entscheidungssituationen, in denen wir möglicherweise Nachteile zu gewärtigen haben, wenn wir nach unseren Überzeugungen handeln. Wenn ich ohnehin nichts zu verantworten habe, verhalte ich mich doch besser stromlinienförmig.

Die klassisch-biblische Anschauung lautet anders: Wir werden *einmal* geboren, leben einmal, sterben einmal und verantworten uns dann vor Gottes Gericht. Abgesehen von den Vertretern einer Allversöhnungslehre ist allen klar: In diesem Gericht gibt es zwei mögliche Ausgänge: ewige Errettung oder ewige Verdammnis.

Die Psychiaterin Elisabeth Kübler-Ross stellte dies in ihren Büchern in Frage und hatte damit einen nachhaltigen Einfluss. Kübler-Ross berichtete von Nahtoderlebnissen. Sie schilderte diese Erfahrung als Eintauchen in ein grosses Licht. In ihren Berichten verliefen diese Erlebnisse fast ausschliesslich positiv.

Dieser Paradigmenwechsel ist es, der – neben vielem anderem – das Aufkommen von «Exit» möglich gemacht hat. Nach dem Tod tauchen wir ins Licht ein. Wir haben nichts zu

verantworten, auch nicht eine Selbsttötung.

Ein anderer Sterbeforscher¹ kam allerdings auf weniger lichtvolle Beschreibungen als Kübler-Ross. Seine Untersuchungen ergaben, dass rund die Hälfte der Nahtoderlebnisse schrecklich sind. Diese Erkenntnis drang aus zwei Gründen nicht zu Kübler-Ross durch:

1. Die Befragungen kurz nach Nahtoderlebnissen zeigten oft dunkle Bilder, ja Horrorszenarien. Wurden dieselben Personen nach einigen Tagen aber wieder befragt, konnten sie sich häufig an nichts mehr erinnern². Da scheint die Verdrängung mit Erfolg gewirkt zu haben.

2. Der Sterbeforscher stellte seine Ergebnisse Kübler-Ross zu³. Sie war aber nicht bereit, diese zu lesen. Gab es auch hier eine Verdrängung?

Es geht irgendwie weiter

Bei aller Unterschiedlichkeit von Einstellungen gegenüber dem Tod sehe ich in unseren Breiten eine gesellschaftliche Grundtendenz: Zum konsequenten Atheismus ringen sich die wenigsten durch.

Für die Haltung «Es geht irgendwie weiter» liefern die Vorstellungen von Frau Kübler-Ross eine zwar unzutreffende, aber wohlfeile Antwort. Was unter diesen Vorzeichen mit dem Leben vorher gemacht wird, kann durchaus gut sein. Aber wenn der letzte Bezugshorizont fehlt, steht alles unter dem Zeichen der Beliebigkeit. Und wenn das Leben ausser der Aussicht auf einen schmerzlichen Abschied nichts mehr zu bieten hat, dann wählt man halt den «bequemsten» Ausgang – den «Exit».

¹ Maurice S. Rawlings

² veröffentlicht im Buch «Zur Hölle und zurück», Hamburg, 1996, 4. Auflage

³ Seiten 39 und 132 f.



Alex Nussbaumer ist Pfarrer der Reformierten Landeskirche.

alex.nussbaumer@livenet.ch



Erfolgreiche Gebäudesanierungen beginnen mit einer
Energieberatung

hässig **sustech**
Prima Klima

Rufen Sie uns an: 044 940 74 15
oder besuchen Sie uns unter
www.sustech.ch



JAKOB AG
Ihr Partner für Druck & Kommunikation

3506 Grosshöchstetten
031 710 42 42
info@jakobdruck.ch

printed in
switzerland



Theologisches Seminar
bienenberg

WELTVERÄNDERER.

**AUSBILDUNG
WEITERBILDUNG
TRAINING**

www.bienenberg.org



Der Imhof-Shop
Tintenpatronen und Toner
zu Tiefstpreisen und
Top-Qualität und
weitere Angebote

www.imhofshop.ch



www.insist.ch
für Inserate:

Ruth Imhof-Moser
Schulstrasse 25
4315 Zuzgen
Telefon 061 851 51 81
inserate@insist.ch

Insertionsschluss Nr. 4/15: 08.09.2015

THEOLOGIE DES LEBENS

Vorgestellt: Der Gott des Lebens

Peter Henning Wir leben drauf los, ohne zu wissen, was wir eigentlich tun. Und oft leben wir so, wie wenn es einen Schöpfer des Lebens nicht geben würde. Verpassen wir aber dadurch nicht das «eigentliche Leben», also eine besondere Qualität und Tiefendimension unserer Existenz?

Jeder Mensch wird ungefragt in eine Wirklichkeit hineingestellt, deren Ursprung und Wesen immer noch ein Rätsel ist. Und warum es Leben nur in der polaren Spannung zwischen Anfang und Ende, Geburt und Tod gibt, ist ebenso rätselhaft. Daran haben auch alle wissenschaftlichen Erkenntnisse der Neuzeit nichts geändert. Im Gegenteil: Je umfassender und tiefer die Forscher dank modernster Technologien in die Geheimnisse des Mikrokosmos und Makrokosmos eindringen können, desto mehr stossen sie – paradoxerweise – an Grenzen des Begreifen-Könnens.

Wir leben – aber wissen wir überhaupt, was Leben ist?

Dass sich im Zusammenspiel von Zeit, Raum, Licht und Materie – plötzlich oder allmählich? – Leben in solch einer komplexen Form entwickeln konnte, wie wir es täglich auf unserer Erde erleben, bleibt bis heute ein faszinierendes, unerklärliches Geschehen. Natürlich lassen sich bestimmte Genesen, Prozesse, Abläufe, Kausalitäten, Modifikationen und Mutationen naturwissenschaftlich im Einzelnen längst exakt erklären. Astronomie, Physik, Chemie, Genetik, Biologie und Medizin überraschen uns laufend mit neuen Entdeckungen, Erkenntnissen, Zusammenhängen und Einsichten. Aber das Phänomen Leben auf unserer Erde bleibt unergründlich.

Was der Kirchenvater Augustin (354–450) über die Schöpfung von Himmel und Erde sowie die Zeit sagt, gilt genauso für das Leben: «Du also, Herr, hast sie geschaffen, der du schön und gut bist. Dies wissen wir, Dank sei dir! Doch unser Wissen ist, verglichen mit deinem Wissen, nur Nichtwissen. Was also ist ‚Zeit‘? Wenn mich niemand danach fragt, weiss ich es; will ich es einem Fragenden erklären, weiss ich es nicht»¹.

Die letzten Geheimnisse des Lebens sind zwar erlebbar und erkennbar. Aber wir können sie nicht erklären. Das spüren wir besonders intensiv jedes Mal bei der Geburt eines Kindes und beim Sterben uns vertrauter Menschen.

Nach zwei Jahrhunderten einer teils euphorisch dominanten Wissenschaftsgläubigkeit sind Demut, Bescheidenheit und eine neue Offenheit für die Möglichkeit eines schöpferischen Prinzips, eines göttlichen Designers oder schlicht für Gott wieder zurückgekehrt.

Diese Offenheit hat sich in jüngster Zeit unter Naturwissenschaftlern derart ausgebreitet, dass sie von den Medien bereits als «Gottes neue Priester»² betitelt werden. Sie kommen dementsprechend häufig zu Wort, beispielsweise in der jüngsten Weihnachtsnummer des Beobachters. Dort bekannte der Basler Astrophysiker Bruno Bing-

geli in einem Interview: «Ich habe es ähnlich erlebt wie der berühmte Physiker Werner Heisenberg. Zuerst wird man als Wissenschaftler euphorisch und denkt, aha, man brauche gar keinen Gott, weil man alles rational erklären könne. Dann merkt man irgendwann, dass man doch nicht alles erklären kann. Und man wird empfänglicher für die Rätsel und Wunder, die bleiben. Das bringt einen zu dem, was man Glauben nennt. Für mich ist das aber nicht der Glaube an ein Dogma, sondern allgemein der Glaube an etwas Grösseres, was wir nicht ganz erfassen können. Und das ist irgendwie tröstlich»³.

Interessant erscheint mir, wie heute die augustinische Wendung vom «Wissen als Nichtwissen» wieder aufgegriffen wird. Es wird hier geradezu als «tröstlich» und befreiend empfunden, dass sich das «Grössere» rationalwissenschaftlich nicht begreifen lässt.

Der Wissenschaftshistoriker Ernst Peter Fischer hat jüngst in einem Essay an Albert Einstein erinnert. Ihm sei es 1905 in Bern exemplarisch gelungen, die Qualität der Wissenschaft als die Fähigkeit zu bestimmen, die Natur einerseits so exakt wie möglich zu analysieren, zu verstehen und zu beschreiben und andererseits alles Unerklärliche in geheimnisvolle Erklärungen zu verwandeln. Daraus folgert Fischer: «Es ist ein Irrtum zu glauben, dass Forschung die Geheimnisse der Natur lüftet. Vielmehr vertieft sie diese und zeigt so den Menschen, wie viel Zauber im Wirklichen tatsächlich steckt. Die Wissenschaft verzaubert die Welt durch ihre Erklärungen, und wir sollten uns darüber freuen. Sie tut es für uns»⁴. Fischer verwendet den Begriff «Verzauberung» bewusst als Gegenbegriff zur gängigen Überzeugung am Beginn des 20. Jahrhunderts, jetzt könne die Naturwissenschaft Welt, Natur und Leben endgültig «entzaubern» und die Annahme eines Schöpfergottes sei damit hinfällig.

Gibt es ihn überhaupt – den «Gott des Lebens»?

Die erwähnte Offenheit für eine transzendente Kraft bleibt jedoch weitgehend ungewiss und unbestimmt. Allerdings verbindet sich diese neue wissenschaftliche Bescheidenheit und Selbstbeschränkung häufig mit Staunen, Ehrfurcht, Faszination, Glauben und Hoffen.

Bezeichnend dafür ist eine Aussage des Direktors des Cern in Genf, wo vor kurzem das sogenannte «Gottes- bzw. Higgsteilchen» nachgewiesen wurde. Auf die Frage, ob er Gott zur Erklärung der Welt noch brauche, meint der Experimentalphysiker Rolf Heuer: «Da bin ich aufgeschmissen. Die Vorstellung fällt mir schwer, dass am Anfang nur eine energiereiche Masse vorhanden war und sonst nichts. Doch wenn es Gott gibt, dann stelle ich mir die Frage: ‚Gibt es etwas vor Gott?‘ Also ... mmh ... ich bin da noch am Schwanken. Die Antwort hebe ich mir für die Pensionierung auf»⁵. Und der amerikanische Physiker Freeman Dyson vermutet: «Wenn wir ins Universum hinausblicken, wie viele Zufälle in Physik und Astronomie zu unserem Wohl zusammengearbeitet haben, dann scheint es fast, als habe das Universum in einem gewissen Sinne gewusst, dass wir kommen»⁶.



Peter Henning, Pfr. Mag. Theol.,
ist Dozent am Theologisch-Diakonischen
Seminar TDS in Aarau.
p.henning@tdsaarau.ch



fotolia/ mozz

Gibt es ihn überhaupt, diesen «Gott des Lebens», der das Leben gewollt und deshalb erschaffen hat, also einen Schöpfer des Himmels und der Erde, des Universums oder des Multiversums?

Wissenschaftlich und philosophisch ist die Antwort klar: Wir können es nicht wissen. Nicht erst Immanuel Kant, schon Sokrates hatte resigniert festgestellt: «Ich weiss, dass ich nichts weiss.» Damit drückt er aus, woran wir Menschen prinzipiell leiden: Wir sind zwar mit dem gleichen Geist ausgestattet, der die Welt und alles Leben ins Dasein gerufen hat. Deshalb fragen und denken wir unaufhörlich über das Leben nach, bekommen aber keine rational begründeten Antworten. Diese Denk-Not prägt die gesamte Geistesgeschichte bis heute.

So auch den schon erwähnten Augustin: In seiner Autobiografie grübelt er, ob, wie, warum und wozu Gott die Welt überhaupt ins Leben gerufen hat. Er würde Mose als Verfasser der Schöpfungsgeschichte gerne kritisch befragen, woher er denn sein Wissen zur Entstehung allen Lebens habe, schreibt Augustin. Aber sogar wenn Mose ihm antworten könnte, bliebe er doch skeptisch: «Und spräche er und verstünde ich, was er sagte, doch woher wüsste ich, dass er die Wahrheit sagte? Und wenn ichs wüsste, wüsste ichs dann von ihm?» An dieser Stelle öffnet sich Augustin für eine andere Erkenntnisquelle: «Wie dem auch sei, es würde mir drinnen, tief drinnen in der Wohnstatt des Denkens die Wahrheit ohne das Mittel von Mund und Zunge sagen: ‚Er sagt die Wahrheit.‘ Und ich würde dann sogleich vom Zweifel frei. – Da ich Mose nun nicht fragen kann, so bitte ich dich o Wahrheit, dich mein Gott: Wie du jenem deinem Knecht dies zu sagen gegeben hast, so gib auch mir, dies zu verstehen»⁷. Augustin gehört zu den unzähligen Denkern, die nicht Agnostiker wurden und werden. Weil er entdeckt hat, dass Wissen-

schaft und Glaube keine Gegensätze sind, sondern sich ergänzen⁸.

Woher der Glaube?

Aber nun stellt sich die Frage, woher dieser «Glaube» denn kommt! Der Existenzialphilosoph Karl Jaspers (1883-1969) antwortet überraschend ungewohnt: Glaube komme ursprünglich gerade nicht aus den Grenzerfahrungen des Lebens, «sondern aus der Freiheit des Menschen. Der Mensch, der sich wirklich seiner Freiheit bewusst wird, wird sich zugleich Gottes gewiss. Freiheit und Gott sind untrennbar. Warum? Ich bin mir gewiss: In meiner Freiheit bin ich nicht durch mich selbst, sondern werde mir in ihr geschenkt. Wo ich ganz eigentlich ich selbst bin, bin ich gewiss, dass ich es nicht durch mich selbst bin. Die höchste Freiheit weiss sich in der Freiheit von der Welt zugleich als tiefste Gebundenheit an Transzendenz. Gott ist für mich gewiss in der Entschiedenheit, in der ich existiere»⁹.

Demnach weist also jeder Mensch, also auch meine ureigene Existenz auf eine letzte Instanz hin, der sich alles Leben verdankt: Gott!

Gott des Lebens – sein Wesen und Wirken

Warum Gott das Leben gewollt, wie er es geschaffen hat und warum es endlich ist, können wir zwar nicht ergründen. Aber genauso unergründbar, unerklärlich und unvergleichlich¹⁰ hat sich der lebendige Gott in unserer Existenz überraschend zu Wort gemeldet und sich als Ursprung, Sinngeber und Ziel allen Lebens vorgestellt. Die Bibel dokumentiert diese Selbstoffenbarungen des Gottes, der das Universum und im Speziellen unser Sonnensystem mit dem einzigartigen «blauen Planeten» Erde und seinen Lebewesen geschaffen hat¹¹.

Gott allein ist Leben in unvorstellbarer Fülle vor aller Zeit «von Ewigkeit bis Ewigkeit»¹². Dieses biblische von «Ewigkeit her» kann unser dreidimensionales Denken nicht denken! Aber nun ist das Leben ein Faktum und die Erde produziert die Lebensgrundlage für alle Lebewesen¹³. Gott redet und handelt so souverän und majestätisch, so schöpferisch und fantasiereich, so gewaltig und grossartig und so vorausschauend und planvoll, dass jeder Mensch in der Natur Gottes Wirken eigentlich erkennen könnte, wenn er es denn wollte¹⁴.

Dass wir unsere Existenz dem Erhaltungswillen Gottes verdanken, hat das Volk Israel über Jahrhunderte hinweg immer wieder in wundervoller Poesie und Lyrik zum Ausdruck gebracht¹⁵. Die Menschen freuen sich an der Gewissheit, dass ihr Leben ein Teil des lebendigen Gottes ist, ja, dass sie in geheimnisvoller Weise mit dem Gott des Lebens «verwandt» sind. Sie bezeichnen den Geist und den Atem des Menschen geradezu als «Atemhauch Gottes» oder «Geist Gottes»¹⁶ und sind sich dieser Abhängigkeit bewusst¹⁷.

Menschliches Leben wird in der Bibel als göttliche Leihgabe verstanden. Deswegen betont die jüdische und christliche Theologie mit Nachdruck des Menschen Würde, Wert und Sinn. Gott hat ihn als Mann und Frau als Partner nach seinem Wesen geschaffen und ihn zur Sozialität, Kreativität und Verantwortung berufen und beauftragt. «Was ist der Mensch, dass du, Gott, an ihn denkst? Wer ist er schon, dass du dich um ihn kümmerst? Du hast ihn nur wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre, Hoheit und Würde hast du ihn gekrönt»¹⁸. Deshalb haben Jesus und die Apostel betont, dass Gott dem Menschen «ohne Ansehen der Person» begegnet. Alle Unterschiede wie Rasse, Geschlecht, Bildung, Stand, Besitz oder körperlicher Zustand heben die Menschenwürde und Menschenrechte nicht auf, sie sind ein genuin jüdisch-christliches Anliegen!

Leben ist demnach auch eine ethische Kategorie. Leben entfaltet sich optimal dort, wo es von uns so gepflegt, kultiviert, geachtet und geschützt wird, wie es Gott vorgibt. Leben gedeiht, wo der Gerechtigkeit Gottes im Gehorsam nachgelebt wird – das ist der biblische Grundtenor¹⁹. Wahre Qualität des Lebens ergibt sich letztlich nur im Bezug zu Gott²⁰.

Gott des Lebens – über den Tod hinaus

Wie anfangs angedeutet, vollzieht sich die Existenz aller Lebewesen zwischen Geburt und Sterben, Leben und Tod, Werden und Vergehen. Wenn der Existenzphilosoph Martin Heidegger (1889-1976) das Leben als ein ängstliches Dasein zum Tode definiert, entspricht er damit unzähligen Aussagen der Bibel: Das Leben ist ein Hauch, ein Weberschiffchen, so kurzlebig wie der Tau am Morgen oder das Gras und die Blumen auf dem Felde²¹. «Wo ist jemand, der da lebt und den Tod nicht sähe, der seine Seele aus der Hand des Todes retten könnte»²²?

Der Tod wird als bittere Realität erfahren und als Folge der Sünde gedeutet²³. Nun kommt es jedoch in der Geschichte zu einer unüberbietbaren Überraschung: Jesus Christus hat das Gericht des Todes stellvertretend für uns erlitten²⁴ und dadurch die Vergänglichkeit des gesamten Kosmos aufgehoben²⁵. Wer das glaubt und dem auferstandenen Christus vertraut, erfährt eine eschatologische Perspektive auf die ewige Erfüllung seines Lebens über den Tod hinaus. Deshalb erinnern die Apostel in ihren Gemeindebriefen immer wieder triumphierend an diese «lebendige Hoffnung» auf das künftige ewige Leben in ungetrübter Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott in einer Dimension, wo die leid- und schuldhaften Brüche

unseres gegenwärtigen Lebens und der Tod überwunden sind²⁶.

Gott ist und bleibt ein Gott des Lebens, denn er ist auch der Herr des

Todes. Dieser Gewissheit hat Paulus einen kurzen einprägsamen Hymnus gewidmet:

«Unser keiner lebt sich selber und keiner stirbt sich selber.

Leben wir, so leben wir dem Herrn. Sterben wir, so sterben wir dem Herrn.

Darum: Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn dazu ist Christus gestorben und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebendige Herr sei»²⁷. ▀

Menschliches Leben wird in der Bibel als göttliche Leihgabe verstanden. Deswegen betont die jüdische und christliche Theologie mit Nachdruck des Menschen Würde, Wert und Sinn.

1 Augustinus, Bekenntnisse/Confessiones XI, 4;14

2 Facts, 24. März 2005, S. 60

3 Beobachter 26/2014

4 Ernst Peter Fischer: Die Verzauberung der Welt. Eine andere Geschichte der Naturwissenschaften. München 2014. Dazu sein Essay im TA vom 25. September 2014, S. 34

5 Lauter Teilchenbeschleuniger: Menschen am Cern. Das Magazin, 25. Oktober 2013, S. 29

6 Facts, 24. März 2005, S. 60. Vgl. die atheistische[!] Kritik am reduktionistischen Materialismus des amerikanischen Philosophen Thomas Nagel in Geist und Kosmos. Berlin 2013. Die Zeit, 43/2013, S. 60.

7 Augustinus, Bekenntnisse/Confessiones XI, 3

8 So auch neuerdings: Jürgen Habermas: Dankesrede Glaube und Wissen. Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Börsenverein des Deutschen Buchhandels 2001, S. 9-15

9 Karl Jaspers: Einführung in die Philosophie. München 1966. S. 43f.

10 Jes 46,5-10; Jer 10,10-13

11 1 Mose 1-2; Ps 136,1-9; 104,24

12 Ps 90,1-2

13 1 Mose 8,21-22; Jer 33,20-25

14 Röm 1,19-20

15 Ps 104; besonders eindrücklich: Hiob 38+39

16 1 Mose 2,7; Hiob 27,3; 33,4; Ps 104,30; Jes 42,5; 1 Kor 15,45

17 Ps 90,3; 104,29; Hiob 34,13-14

18 1 Mose 1,27; Ps 8,5-6

19 2 Mose 20,2-17; 5 Mose 30,11-15; Am 5,14-15; Gal 6,7-10

20 Besonders eindrücklich ausgeführt in Eph 2,1-10

21 Hiob 7,6-10; Ps 39,6-7; 90,5-6

22 Ps 89,49

23 1 Mose 2,17; Röm 5,12ff; 6,23

24 Mk 10,45; Röm 6,3ff.; 2 Kor 5,19ff.

25 Röm 8,18ff; 2 Petr 3,13

26 Röm 8,31-39; Offb 21

27 Röm 12,7-9

ETHISCHE GRUNDFRAGEN

Die Ethik der Lebendigkeit

Interview¹: Hanspeter Schmutz **Tatkräftige Liebe und Lebendigkeit sind der ethische Massstab für das Entscheiden und Handeln von Christen. Diese ethische Grundorientierung hat der Schöpfer allen Lebens geschenkt. Darum macht diese Ethik nicht nur für Christen, sondern für alle Menschen Sinn. Sie gilt nicht nur am Anfang und am Schluss des Lebens, sondern auch dazwischen.**

Wie sieht eine solche «Ethik der Lebendigkeit» aus? Und wie kann sie auf die ethischen Fragen der Gesellschaft angewandt werden? Die Theologin und Ethikerin Ruth Baumann-Hölzle beschäftigt sich seit rund 30 Jahren mit diesen Fragen.

Magazin INSIST: Ruth Baumann, wie sieht Ihre Bilanz nach Ihrem 30-jährigen Einsatz für eine «Ethik der Lebendigkeit» aus? Haben Sie Erfolge vorzuweisen oder war das eher ein Kampf gegen Windmühlen?

Ruth Baumann: Es kommt drauf an, wie man Erfolg definiert. Die Frage ist auch auf welcher Verantwortungsebene. Wenn Erfolg gesamtgesellschaftlich heisst, bewusst zu machen, was auf dem Spiele steht, dann ist es mir gelungen, immer wieder auf heikle Punkte aufmerksam zu machen, insbesondere im Umgang mit dem menschlichen Leben. Langfristig gesehen stehen wir aber gesamtgesellschaftlich und weltweit an einem Wendepunkt. Wir orientieren uns immer weniger an der Würde des menschlichen Lebens. Uns ist immer weniger bewusst, dass menschliches Leben nicht einfach Material ist, das wir verbrauchen dürfen. In der Gesetzgebung sind wir daran, die Grundsätze preiszugeben, welche die Gesetze eines humanen, demokratisch verbrieften Rechtsstaats begründen. Von daher führe ich tatsächlich einen Kampf gegen Windmühlen.

Was aber wäre die Alternative? Sich zurückziehen und sich nur noch als Privatperson zu verstehen, wäre das Preisgeben eines Grundengagements für die Lebendigkeit aller Menschen und ihren Anspruch auf ein lebenswertes Leben in unserer Gesellschaft. Genau das steht heute auf dem Spiel. Hier kommt, nur schon von meiner Berufung her, ein Rückzug nicht in Frage. Ich würde mich selber verraten.

Anders hingegen sehe ich die Wirksamkeit meines Engagements auf der Ebene der Organisationen des Gesundheits- und Sozialwesens. Dort ist es mir zusammen mit



zvg.

Eine prophetische Stimme in der ethischen Diskussion

(HPS) Die Medizinethikerin Dr. theol. Ruth Baumann-Hölzle ist Mitbegründerin und Leiterin von «Dialog Ethik», dem Interdisziplinären Institut für Ethik im Gesundheitswesen. Sie studierte Theologie in Zürich und Genf und war von 1984 bis 1986 mit einem Forschungsstipendium an der «Harvard Divinity School» in Cambridge (MA) und am «The Hastings Institute» in New York (NY) tätig. Für ihre Dissertation «Human-Gentechnologie und moderne Gesellschaft» (siehe S. 41) hat sie 1991 den Hauptpreis des Stehr-Boldt-Fonds der Universität Zürich, eine Auszeichnung für interdisziplinäre Forschung im Bereich der Medizin, erhalten. Von 2001 bis 2013 war sie Mitglied der Nationalen Ethikkommission im Bereich Humanmedizin. Sie begleitet und unterstützt Organisationen des Gesundheits- und Sozialwesens beim Entwickeln und Aufbauen von Ethikstrukturen.

www.dialog-ethik.ch

vielen engagierten Weggefährten gelungen, das Bewusstsein für die Notwendigkeit eines bewussten ethisch reflektierten Entscheidens und Handelns zu fördern.

Die monotheistischen Religionen gehen davon aus, dass wir Menschen von einem personhaften Gott geschaffen worden sind und dass dieser Gott den Menschen und das Leben ganz bewusst gewollt hat. Wie wichtig ist diese Voraussetzung für eine «Ethik der Lebendigkeit»?

Unser Leben hängt vor allem auch davon ab, wie wir uns als Menschen verstehen. Letztlich sind wir uns selber ein Geheimnis. Wenn wir nach Erklärungen suchen, wenn wir uns fragen, wer wir sind und was die Bestimmung unseres Lebens ist, gibt es von uns her eine grosse Sprachlosigkeit. Bei der Frage, wie der Mensch eigentlich gemeint ist und wie wir uns verhalten sollen, sind wir auf Geschichten und Erzählungen angewiesen.

Das christliche Menschenbild kann uns Menschen dabei enorm helfen. Es ist ein inklusives Menschenbild, das alle Menschen einschliesst. Es grenzt Menschen nicht aus, weil sie bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten nicht vorweisen können und verbietet jede Diskriminierung. Wir verpassen eine grosse Chance, wenn wir dieses Menschenbild zu wenig nach aussen tragen. Demgegen-

¹ Grundlage des Interviews ist der Zoom-Talk auf Radio Life Channel vom 22.4.15, www.lifechannel.ch

über grenzt das dominante Menschenbild unserer heutigen Gesellschaft andere aus. Menschen haben funktions-tüchtig, leistungsstark zu sein und genormten, von der Werbung geprägten Schönheitsvorstellungen zu entsprechen. Wir verlieren zunehmend das Gespür dafür, dass Menschsein eigentlich bedeutet, füreinander da zu sein, aufeinander zu schauen und füreinander zu sorgen, wenn es uns nicht gut geht. Das geschieht nur, wenn wir uns nicht an der Illusion orientieren, dass der Mensch immer der Starke und Unabhängige ist. Wir sind auf ein Menschenbild angewiesen, wie das von Jesus verkörpert worden ist: Ein Menschenbild, in dem die Schwäche Platz hat und in dem wir solidarisch sind mit Menschen, die nicht den Idealvorstellungen der Gesellschaft entsprechen.

Der Gegenpol wäre ein materialistisches Weltbild, das den Menschen nur als Produkt des Zufalls und einer langen Entwicklung sieht. Kann man aus diesem Weltbild überhaupt ein «Ethik der Lebendigkeit» entwickeln?

Auch wenn alles nur «Material» wäre, gibt es den Menschen, der willentlich mit diesem Material umgeht. Als Menschen müssen wir handeln und uns entscheiden. Wir können nicht *nicht* entscheiden und *nicht* handeln. Selbst wenn wir etwas nicht tun, sind wir unter Umständen sogar dafür verantwortlich. Es stellt sich die Frage, woran wir uns dabei orientieren. Der Materialist setzt voraus, dass sich sein eigener Wille durchsetzen soll. Auch wenn er das menschliche Leben nur als Material sieht, nimmt er sich selber von dieser «Materialisierung» aus. Er versteht sich als Herrscher über das Leben.

Und macht sich damit selber ein Stück weit zu Gott.

Ja, natürlich. Es ist letztlich ein absoluter Machtanspruch, mit dem man so über das Leben verfügen will. Dabei gibt es auch einen Unterschied, ob ich über mein eigenes Leben verfügen oder Macht über das Leben anderer ausüben will. Auch dieser zweite Aspekt ist eng mit dem Materialismus verbunden.

Mit dem Begriff «Ethik der Lebendigkeit» oder «Ethik des Lebens» wird angedeutet, dass das Leben von A bis Z unter einem ethischen Massstab steht, nicht nur am Anfang und am Schluss. Diese Ethik muss immer wieder konkret in eine Situation hinein übersetzt werden. Falls es eine solche Ethik gibt, was wären für Sie ihre Grundzüge?

In unserer Gesellschaft gilt der Grundsatz, dass der Mensch als Mensch unabhängig von Fähigkeiten und Eigenschaften eine Würde besitzt. Diese ethische Setzung wurde wegen den Gräueltaten im Zweiten Weltkrieg anschliessend in Form von Menschen- und Völkerrechten weltweit als Grundlage für humane Staaten verbrieft. Menschheitsgeschichtlich ist dies eine grosse Errungenschaft. Seither muss man Menschen zuerst fragen, ob sie das wollen, was man mit ihnen machen möchte. Das gilt auch für medizinische Behandlungen. Jede urteilsfähige Person kann sie jederzeit ablehnen. Wir haben aber nicht

nur «Abwehrrechte», sondern auch «Anspruchsrechte», zum Beispiel den Anspruch auf Sorgeleistungen und wohlwollende Zuwendung. Wie ein Mensch auch ist, er ist liebenswert: Er verdient und hat Anspruch auf Liebe und Zuwendung. Wenn wir ohne jede Leistung Anspruch auf Zuwendung und Fürsorge haben, gerade dann, wenn wir uns nicht mehr um uns selber sorgen können, ergibt das ein ganz anderes Zusammenleben. Wir stehen heute in Gefahr, dass wir uns gesellschaftlich immer mehr von diesem Ansatz verabschieden. Wir beginnen zum Beispiel, Krankheit als selbstverschuldet zu definieren. Die grundsätzliche Solidarität untereinander, auf die wir alle angewiesen sind, wird schon fast als etwas Altertümliches gesehen.

Für Christen ist Christus die leitgebende Person. Was trägt er bei zu einer «Ethik der Lebendigkeit»?

Er zeigt mit seinem Menschenbild, dass wir andern zur Last fallen «dürfen». Wir dürfen uns fallen lassen und darauf zählen, dass andere uns tragen, wenn wir nicht mehr zu uns selber schauen können. Diese Last sollen die Sorgefähigen fair untereinander aufteilen und fair zwischen den Sorgebedürftigen verteilen. Das gehört zum Kern der christlichen Botschaft.

Ein Stück weit können wir also bei Jesus abschauen, was eine «Ethik der Lebendigkeit» bedeutet?

Ja, Jesus ist ein Vorbild dafür. Wir brauchen Vorbilder. Und es fragt sich, an welchen Vorbildern wir uns als Gesellschaft orientieren wollen. Ist es nur die junge, unabhängige, starke, wunderschöne Frau, die zugunsten ihrer Schönheit vielleicht sieben Mal operiert worden ist? Oder stellen wir uns der Realität, dass wir nicht nur unabhängig sind, sondern auch abhängig und aufeinander angewiesen? Gerade wenn wir uns in Situationen begegnen, in denen es uns nicht so gut geht, erleben wir oftmals Sinn. In diesen Beziehungen erleben wir ganz andere Formen des Menschseins als wenn wir nur «funktionieren».

Gerade unter Christen beschränkt sich die ethische Diskussion oft auf den Anfang und den Schluss des Lebens. Es geht um den Schwangerschaftsabbruch oder die bewusst gewählte Selbsttötung. Die «Ethik der Lebendigkeit» betrifft aber auch die Spanne zwischen Anfang und Schluss des Lebens. Warum ist es wichtig, dass man auch diesen Teil des Lebens in den Blick bekommt?

Das Leben ist zu jedem Zeitpunkt immer gleich wichtig. Es geht um eine Grundhaltung. Wenn ich sehe, wie sich Menschen gegenüber nicht-menschlichem Leben verhalten, gegenüber Tieren und Pflanzen, dann zeigt sich hier eine Haltung des Verbrauchens. Wir verbrauchen die Natur, ohne uns um die Folgen zu kümmern. Das zeigt sich etwa beim Klimawandel.

Diese Grundhaltung übertragen wir zunehmend auch auf das menschliche Leben. Wir führen unser Leben so maximal und effizient wie möglich. Dieser Verbrauchs-

mentalität folgen wir über die ganze Lebensspanne hinweg. Bei der Präimplantations-Diagnostik wird der Embryo im Reagenzglas bei Reihenuntersuchungen, so genannten Screenings, zum Beispiel getestet auf die mögliche Anfälligkeit für eine Krankheit oder Behinderung, vielleicht auch erst in einer späten Phase des Lebens. Führen wir diese Untersuchungen durch, ohne direkt von einer schweren genetischen Erkrankung betroffen zu sein, folgen wir der Vorstellung, dass wir einen idealen Menschen schaffen oder züchten können. Gegenüber den zahlreichen Embryonen im Reagenzglas, die nach irgendwelchen Kriterien aussortiert werden, nehmen wir dann eine Verbrauchshaltung ein. Dabei stellen sich Fragen wie: Nach welchen Kriterien sortieren wir aus? Und was geschieht mit den aussortierten Embryos? Mit diesen unterstützen wir dann die bereits heute mögliche «verbrauchende» Embryonenforschung. Dabei kann man Zellen von Embryonen ablösen, um sie für die Stammzellenforschung zu benutzen. Bereits ist es zu Eingriffen ins menschliche Genom an Embryonen gekommen, also in die Gene eines Menschen; das sind irreversible Eingriffe in Menschen, die generationenübergreifende Konsequenzen haben. Sobald wir so genannt «überzählige» Embryonen in Kauf nehmen, schaffen wir damit die Voraussetzungen für solche Eingriffe. Wir wollen alles instrumentalisieren, kontrollieren und im Griff haben. Daraus können – wie beim Klimawandel – viele Probleme und unmenschliche Entwicklungen entstehen. Obwohl wir die Probleme sehen, nehmen wir den Klimawandel nicht ernst. Das Muster dieser Verbrauchshaltung übertragen wir auch auf unsern Umgang mit dem menschlichen Leben. Während wir uns aber gegenüber dem Klimawandel zumindest noch anders verhalten und entscheiden können, ist dies nach dem Eingriff ins Genom des Menschen nicht mehr möglich. Damit machen wir zukünftige Generationen zu Gefangenen der Wertvorstellungen von heute.

Papst Johannes Paul II. sprach von einem Kulturkampf: Für ihn stand eine Kultur des Lebens einer Kultur des Todes gegenüber. Kann man das so krass sagen?

Eine so starke Gegenüberstellung wird der Komplexität der modernen Entwicklung nicht gerecht. Wir stehen bei diesen Fragen immer wieder auch vor ethischen Dilemmas, bei denen sich gleichgewichtige Werte gegenseitig ausschliessend gegenüberstehen. Sobald es um einen «Kampf» geht, schwingt auch eine gewisse Gnadenlosigkeit mit. Ich spreche lieber von einem Ringen. Es gibt zum Beispiel Menschen, die sich aus einem inneren Ringen heraus dafür entscheiden, nicht alle Möglichkeiten der Neugeborenen-Medizin auszuschöpfen und ein Kind sterben zu lassen. Bei solch komplexen Entscheidungen genügt dieser einfache Gegensatz nicht. Ich rede deshalb lieber von einer «Ethik der Lebendig-

keit». Eine Lebendigkeit, die uns in Begegnungen und Beziehungen geschenkt wird. Diese «Lebendigkeit» soll in solch schwierigen Entscheidungssituationen das Kriterium sein.

Wir stimmen in der Schweiz immer wieder über Fragen ab, bei denen es um die «Ethik der Lebendigkeit» geht. Dabei kann diese Ethik in die Minderheit versetzt werden. Leben wir also in der Schweiz sozusagen unter der «Diktatur» der 51% von Stimmenden, die gewonnen haben?

Die Demokratie kann tatsächlich demokratisch zum Beispiel eine Diktatur einführen und so ihre eigenen Voraussetzungen verabschieden. Eine dieser Voraussetzungen ist der Anspruch aller auf Würde, Integrität und Leben. Solche Grundansprüche können mit Mehrheitsentscheidungen für einzelne Menschengruppen relativiert werden. Das ist eine Grenze der Demokratie. Die Mehrheit hat nicht immer Recht.

Es fragt sich, wie wir in einer pluralistischen Gesellschaft, in der die Menschen ganz unterschiedliche Zugänge zum Umgang mit dem Leben haben, Voraussetzungen schaffen können, die es verhindern, dass bestimmte Menschengruppen plötzlich ausgeschlossen

werden. Alle Menschen haben – auch wenn sie schwerstbehindert sind – Anspruch auf einen Platz in unserer Gesellschaft.

Sobald wir so genannt «überzählige» Embryonen in Kauf nehmen, schaffen wir damit die Voraussetzungen für solche Eingriffe. Wir wollen alles instrumentalisieren, kontrollieren und im Griff haben.

Die Ansprüche an die Menschen, die erfüllt werden müssen, um diesen Platz zu erhalten, steigen immer mehr. Wir müssen heute vor allem funktionieren. Viele Jugendliche finden keine Lehrstelle mehr, nicht weil es zu wenige Lehrstellen hat, sondern weil die Ansprüche für diese Lehrstellen steigen. Die Gesellschaft wird immer selektiver: Sie lässt nur noch Leute zu, die möglichst optimal oder sogar maximal funktionieren. Man wundert sich dann und fragt sich, warum unsere Sozialkosten dauernd steigen.

Diese Selektions-Dynamik gibt es am Anfang und zunehmend auch am Ende des Lebens. Wir leiden ganz generell darunter. Burnouts sind nicht zufällig so weit verbreitet. Der Selektions-Mechanismus wird immer enger und lässt immer weniger Platz für die «Ungenügenden».

Für solche Zusammenhänge müsste man die Menschen vor einer Abstimmung sensibel machen.

Wir müssten unsere politischen Debatten dringend anders führen. Wir sollten uns nicht von Anfang an auf unterschiedlichste absolute Positionen versteifen, sondern uns zuerst mal fragen, was eigentlich auf dem Spiel steht. Wie soll die Gesellschaft aussehen, in der wir leben wollen? Welche Ansprüche haben wir an sie?

Dabei gibt es Grundansprüche wie den Kontakt zur Natur, sauberes Wasser oder das Anrecht auf Zuwendung und Beziehung. Von diesen Grundansprüchen her sollten

wir uns gemeinsam fragen, wie eine Gesellschaft aussehen muss, die für Menschen sorgt, die selber dazu nicht mehr in der Lage sind. Wir sollten auch darüber nachdenken, was wir selber brauchen, wenn wir unser Leben als lebendig erfahren wollen. Und ebenso über die Rahmenbedingungen, die erfüllt sein müssen, damit sich Menschen um andere Menschen sorgen können. Dann kommen wir zu andern Gesellschaftsentwürfen. Heute orientieren wir uns an der maximalen Leistungsfähigkeit und Effizienz. In einem solchen gesellschaftlichen Klima wird es immer schwieriger, Sinn zu erfahren. Es ist kein Zufall, dass wir in der Schweiz eine dermassen hohe Suizidrate haben – bei den jungen Menschen, aber auch bei den Älteren. Das hat damit zu tun, dass die Funktionalitäts-Schraube immer stärker angezogen wird.

Die Abtreibung eines werdenden Kindes gehört im Grundsatz sicher einmal zu einer «Kultur des Todes». In der katholischen Ethik ist die Abtreibung sehr präzise definiert: Es ist jede Verhütungsmethode, die werdendes Leben abtötet. Dazu gehören gängige Verhütungsmittel wie die Spirale und natürlich auch die «Pille danach».

Nun gibt es in den Ländern des Südens das Problem der «Überbevölkerung». Hier müsste man eigentlich für eine bewusst gesteuerte Familienpolitik eintreten, notfalls auch mit Verhütungsmitteln. Bei uns stellt sich die Frage der Verhütungsmittel eher beim gedankenlosen Umgang mit der Sexualität. Was hat eine «Ethik der Lebendigkeit» in diesem Spannungsfeld zu sagen?

Wir müssen ethisch unterscheiden zwischen dem Unterlassen von lebenserhaltenden Massnahmen und einer aktiven Tötung von werdendem Leben. Die Anwendung einer Spirale ist von daher nicht dasselbe wie der Eingriff in den Körper einer Frau bei einem Schwangerschaftsabbruch.

Es ist aber hoch problematisch, wenn wir uns auf das Individuum, die einzelne Frau fokussieren und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ausblenden. Was bieten wir in unserer Gesellschaft einer Frau an, damit sie eine Familie haben und diese mit dem Beruf verbinden kann? Welchen Wert geben wir einem Kind? Heute versuchen wir einerseits, in einem Kontrollwahn und völlig illusorisch ein Kind so zu «produzieren», dass es unseren Vorstellungen entspricht. Auf der andern Seite geben wir den Kindern und Familien immer weniger Lebensraum.

Wenn eine Frau ein schwerbehindertes Kind abtreibt, muss man berücksichtigen, unter welchen gesellschaftlich notvollen Umständen sie das tut. Es ist einfach, mit dem Finger auf eine solche Frau zu zeigen und gleichzeitig nicht dafür zu sorgen, dass diese Frau in unserer Gesellschaft mit ihrem schwerbehinderten Kind ein lebendiges Leben führen kann.

Es gibt heute eine unfaire Verteilung von Sorgeleistungen. Sie werden einseitig von Frauen erbracht. Und zudem immer mehr privatisiert, etwa unter dem Begriff

«ambulant vor stationär». Das führt in unserer Gesellschaft zu einer schleichenden Entsolidarisierung.

Wir müssen eine Gesellschaft schaffen, in der die Menschen den Mut zum Leben haben, auch den Mut, Kinder zur Welt zu bringen. Dort müssen wir ansetzen. Sonst verlieren wir uns in Kämpfen, die seit Jahrhunderten geführt werden und verpassen es, die entscheidenden Fragen zu stellen und die notwendigen gesellschaftlichen Entwicklungen voranzutreiben.

Heute werden hoch spezialisierte Medikamente entwickelt, etwa gegen Hepatitis C – die chronische Schädigung der Leber – oder Medikamente gegen Krebs. Diese Medikamente sind enorm teuer. Da stellt sich die Frage, wie teuer ein Medikament sein darf, das – gerade auch bei älteren Menschen – das Leben verlängern kann. Zur Zeit geistert ein Grenzwert von 100'000 Franken pro Lebensjahr durch die Medien. Ist das eine sinnvolle Anwendung der «Ethik der Lebendigkeit»?

Bei den 100'000 Franken, die auf ein Bundesgerichtsurteil zurückgehen, wurde nicht das menschliche Leben bewertet, sondern das Verhältnis der Wirkung eines Medikaments zur Zeitspanne.

Die Kernfrage heisst aber: Warum sind diese Medikamente so teuer? Wenn wir sehen, wie hoch die Gewinnmargen im Pharmabereich sind, ist zu fragen, ob diese Preise gerechtfertigt sind. Krebsmedikamente sprengen zur Zeit jedes Budget einer Behandlung in den Spitälern.

Dabei haben die horrend teuren Medikamente zum Teil nur einen ganz kleinen Zusatznutzen.

Da geht es auch um

Gerechtigkeit und Solidarität. Wie setzen wir die Medikamentenpreise in unserem Staat fest? Wie gehen wir mit medizinischem Fortschritt um? Wie setzen wir die Prioritäten in der Forschung? Investieren wir dort, wo am meisten Geld verdient werden kann oder dort, wo es am meisten Leid gibt? Darüber müssen wir uns verständigen.

Zur Zeit orientieren wir uns im Gesundheitswesen vor allem einseitig an den finanziellen Gewinnmöglichkeiten. Damit verlieren wir den Grundauftrag des Gesundheitswesens, den Menschen zu einem guten Leben und zu einem guten Sterben zu verhelfen, zunehmend aus den Augen.

Heute muss alles möglichst effizient sein. Dieses Denken scheint typisch zu sein für unsere Gesellschaft. Wo und wie müssen wir umdenken, um eine «Kultur der Lebendigkeit» zu fördern?

Eine Kultur der Lebendigkeit orientiert sich nicht einseitig an der Formel «Maximale Funktionalität = gut». Sie fragt vielmehr, was es braucht, dass Menschen ihr Leben als sinnvoll erleben können; sie fragt nach Räumen und Beziehungen, in denen sich Sinn ereignen kann. Die

Fortsetzung auf Seite 33

PRÄIMPLANTATIONS DIAGNOSTIK

Wider die Selektion von Menschen

Dirk Meisel **Bundesrat und Parlament haben Volk und Ständen am 14. Juni eine Verfassungsänderung zur Abstimmung vorgelegt: In Zukunft sollen im Reagenzglas so viele Embryos entwickelt werden dürfen, wie «für die medizinisch unterstützte Fortpflanzung notwendig sind», das heisst im Klartext: beliebig viele. Dieser scheinbar harmlose Satz macht den Weg frei für die Präimplantationsdiagnostik (PID) – und für unbegrenzte Gentests an Embryonen. Das Gesetz zur PID ist im Parlament bereits verabschiedet worden¹ und tritt umgehend in Kraft, wenn ihm am 14. Juni kein Riegel geschoben – oder anschliessend das Referendum dagegen ergriffen wird.**

Was ist PID?

Präimplantationsdiagnostik (PID) ist die genetische Untersuchung eines durch künstliche Befruchtung entstandenen Embryos vor der Einpflanzung in die Gebärmutter. Dabei werden jedem Embryo 1 bis 2 Zellen entnommen und im Labor nach gewissen Eigenschaften untersucht. So kann festgestellt werden, ob der Embryo eine Erbkrankheit oder eine Fehlbildung aufweist. Nur die «gesunden» Embryonen werden der Mutter anschliessend eingepflanzt oder als Reserve eingefroren – die «fehlerhaften» werden vernichtet.

Der Bundesrat hatte in seinem ursprünglichen Entwurf für ein revidiertes Fortpflanzungsmedizinengesetz die Untersuchung des Erbguts von Keimzellen und Embryonen sowie deren Auswahl via Präimplantationsdiagnostik (PID) lediglich dann zulassen wollen, wenn eine schwere Erbkrankheit anders nicht abgewendet werden kann.

Das Parlament will mehr

Das Parlament hat im Dezember 2014 die Möglichkeiten der PID massiv ausgeweitet: Nicht nur erblich vorbelastete Eltern (50-100 Fälle pro Jahr), sondern alle Paare, die auf eine künstliche Befruchtung zurückgreifen (ca. 6000 Fälle pro Jahr), sollen Zugang zur PID erhalten. Weiter soll auch die Untersuchung nach Chromosomenanomalien erlaubt werden. Grundsätzlich können so in Zukunft alle ausserhalb des Mutterleibes gezeugten Embryonen mit allen technisch zur Verfügung stehenden Gentests im Reagenzglas untersucht und selektioniert werden. Es wird dann Embryonen mit «erwünschtem» Erbgut geben, die entweder der Mutter eingepflanzt oder aber tiefgefroren werden. Embryonen mit «unerwünschtem» Erbgut werden in Zukunft als Folge dieses Gesetzes im Labor ausgesondert und vernichtet.

Ein überparteiliches Komitee «NEIN zur PID» lehnt diese Änderungen und ihre Konsequenzen entschieden ab und ist deshalb am 14. Juni gegen die Verfassungsänderung

Die neue Welt nach der Verfassungsänderung

| Übersicht über die Änderungen des FMedG im Anschluss an die Verfassungsänderung | Bisher | FMedG Entwurf des Bundesrates | Verabschiedetes FMedG |
|---------------------------------------------------------------------------------|----------|-------------------------------|-----------------------|
| PID zur Verhinderung von Erbkrankheiten | verboten | erlaubt | erlaubt |
| Chromosomen-Screening | verboten | verboten | erlaubt |
| Aufbewahren von Embryonen | verboten | erlaubt | erlaubt |
| Maximale Anzahl Embryonen pro Zyklus | 3 | 8 | 12 |
| Anzahl Elternpaare pro Jahr ca. | | 50 - 100 | ca. 6000 |
| Voraussichtliche Anzahl Tests pro Jahr* | | 400 | 36'000 |

* Annahme: Die Hälfte der betroffenen Elternpaare lässt eine PID durchführen (Tabelle: David Blatter).

angetreten. Zum Komitee gehörten Vertreter von BDP, CVP, EDU, EVP, SP und SVP. Es hatte Ende März unter der Leitung der EVP seine Kampagne gegen die PID lanciert und steht auch bereit, um das Referendum gegen das neue Gesetz zu ergreifen.

Mögliche Anwendungen

Einmal eingeführt, ermöglicht die Präimplantationsdiagnostik unterschiedlichste Anwendungen:

- Bei Paaren mit Veranlagung zu schweren Erbkrankheiten können gesunde Embryonen für die Einpflanzung ausgewählt werden.



Dr. Dirk Meisel, Politikwissenschaftler und PR-Berater, ist Leiter Kommunikation der EVP Schweiz. Er ist verheiratet mit Mirjam Meisel-Stoll, Vater von zwei Mädchen im Alter von 5 und 7 Jahren und wohnt in Bern.

Was das bereits verabschiedete neue Gesetz erlaubt

(DMe) Das revidierte Fortpflanzungsmedizingesetz (rFMedG) erlaubt die «*Untersuchung des Erbguts von Keimzellen und von Embryonen in vitro und deren Auswahl*» (Art. 5a), also die PID.

Zusätzlich darf auch nach «*chromosomalen Eigenschaften gesucht werden, welche die Entwicklungsfähigkeit des zu zeugenden Embryos beeinträchtigen können*» (Art. 5a Abs. 1). Damit würden zum Beispiel auch Embryonen mit Trisomie 21 (Down-Syndrom) vor der Einpflanzung in den Mutterleib eliminiert.

Statt wie heute nur drei dürfen neu maximal 12 Embryonen pro Behandlungszyklus entwickelt werden (Art. 17 Abs. 1).

Das Tiefgefrieren von Embryonen ist heute verboten. Künftig erlaubt das rFMedG diese so genannte Kryokonservierung. Die unzähligen überschüssigen Embryonen müssen nach 10 Jahren entweder aufgetaut, sprich vernichtet oder von der Forschung «verbraucht» werden.

- Das Chromosomen-Screening ermöglicht es, zufällig auftretende genetische Veränderungen (wie z.B. Trisomie 21) festzustellen und auszuschliessen.
- Für kranke Geschwister, die eine Stammzellentransplantation benötigen und nicht auf geeignete Spender zurückgreifen können, kann durch PID ein «Retterbaby» mit grosser genetischer Übereinstimmung zum erkrankten Geschwister ausgewählt werden. Nach der Geburt werden der Nabelschnur Stammzellen entnommen und transplantiert. Die Zulassung von «Retterbabys» wurde im Parlament bereits diskutiert, fand jedoch noch keine Mehrheit.
- Auch die *Untersuchung nach gewünschten Auswahlkriterien* wie zum Beispiel nach Geschlecht, Augen- und Haarfarbe oder körperlichen Eigenschaften sind mit der PID möglich. Diese Option des «*Designerkindes*» nach den *Wünschen der Eltern* wurde im Zusammenhang mit der Revision des FMedG in der Schweiz nicht diskutiert, ist im Ausland jedoch teilweise bereits gängige Praxis.

Weitreichende Konsequenzen

Die zur Abstimmung stehende Verfassungsänderung erscheint auf den ersten Blick kaum relevant, stellt jedoch einen Paradigmenwechsel dar: Die neue Möglichkeit, so viele Embryonen zu entwickeln, wie sie für die medizinisch unterstützte Fortpflanzung nötig sind, würde zu einer grundlegenden Änderung im Umgang mit dem beginnenden menschlichen Leben führen. Man könnte so genannte überzählige Embryonen erzeugen. Diese Möglichkeit öffnet das Tor für jegliches künftig denkbare Fortpflanzungsverfahren.

Tausende «überzählige» Embryonen werden vernichtet oder «verbraucht»

Der geplante Verfassungsartikel² ist so offen formuliert, dass es künftig faktisch keinen Embryonenschutz mehr gibt. Mit dieser Änderung wird Absatz 1 des geltenden Artikels 119 in der Bundesverfassung «Der Mensch ist vor Missbräuchen der Fortpflanzungsmedizin und der Gentechnologie geschützt» zur Makulatur. Die nachfolgende Gesetzesrevision (rFMedG) erlaubt und regelt das künftige Einfrieren von Embryonen (Kryokonservierung). Vorsichtig hochgerechnet können dann jährlich bis zu 36'000 Embryonen³ entwickelt und tiefgefroren werden. Spätestens nach 10 Jahren müssen diese jedoch aufgetaut, vernichtet oder durch die Forschung verbraucht werden.

Selektion zwischen «lebenswerten» und «lebensunwerten» Menschen

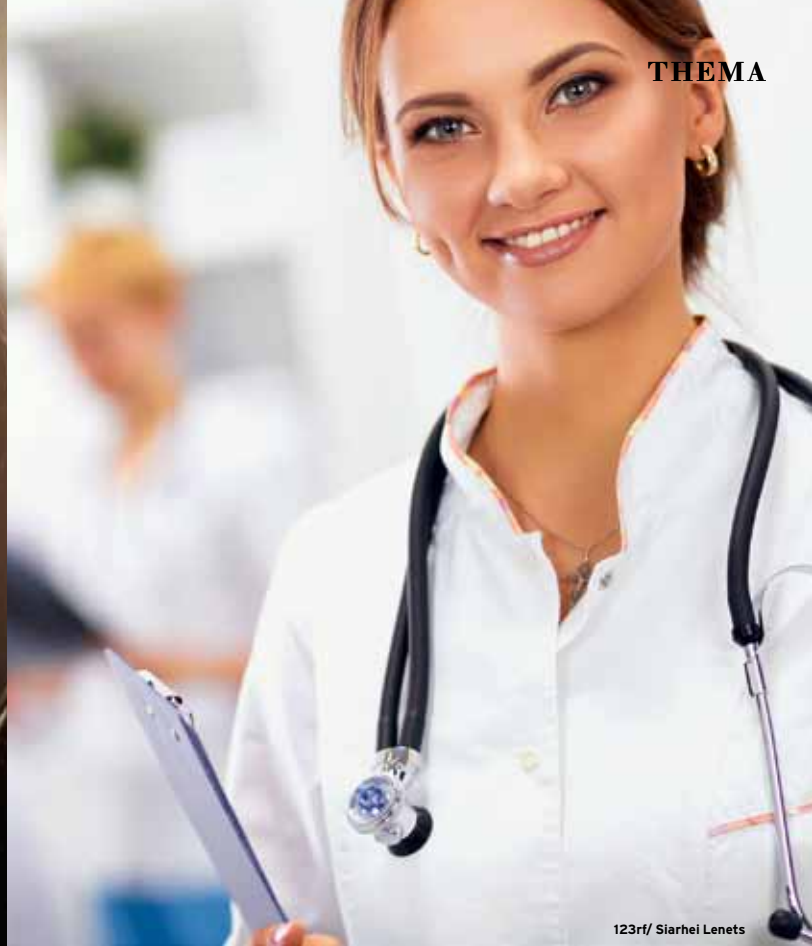
«Die PID ist ganz klar ein Instrument der Selektion zwischen wertvollem und vermeintlich minderwertigem Leben», machte EVP-Nationalrätin und -Parteipräsidentin Marianne Streiff-Feller an der Medienkonferenz des nationalen Komitees zur Lancierung der NEIN-zur-PID-Kampagne deutlich. Kinder zum Beispiel mit Trisomie 21 (Down-Syndrom) werden bei der Untersuchung nach Chromosomenanomalien vor dem Einpflanzen in den Mutterleib selektioniert und vernichtet. Dieser Entscheid über lebenswerte und «lebensunwerte» Menschen würde mit der PID künftig ins Labor verlagert. Selbst Bundesrat Alain Berset hatte vor beiden Räten deutlich vor der Gefahr der «Selektion» und den «eugenischen Tendenzen»⁴ dieser Untersuchungsmethoden gewarnt. «Rechtsordnung und Medizin sollen auf die Heilung kranker Menschen inklusive kranker Embryos zielen und nicht auf deren Beseitigung», forderte Marianne Streiff-Feller unmissverständlich.

Nur noch ein kleiner Schritt zum Designerkind

Die Öffnung des Artikels 119 der Bundesverfassung ist ein weiterer Schritt hin zu einer grenzenlosen Fortpflanzungsmedizin mit bisher noch unabsehbaren Folgen. Ein Blick ins Ausland (z.B. nach Grossbritannien) zeigt, dass bei einer Freigabe die Grenzen kaum mehr gezogen werden können, welche genetischen Tests zur Aussonderung von Embryonen angewendet werden dürfen und welche nicht. Und die amerikanische Praxis lehrt, dass der Schritt von der Untersuchung auf Erbkrankheiten und Chromosomenanomalien hin zum «Designerkind» klein ist – also hin zur Selektion nach Geschlecht, Haar- und Augenfarbe sowie gewünschten körperlichen und geistigen Eigenschaften. Weitere Liberalisierungsschritte wie die Herstellung von «Retterbabys» sind in der Schweiz bereits ebenfalls Gegenstand der öffentlichen und politischen Diskussion. Die Nationale Ethikkommission im Bereich Humanmedizin (NEK) beispielsweise spricht sich bereits heute mehrheitlich für die Eizellenspende, die Embryonenspende oder die Leihmutterchaft aus.



fotolia/ Jonathan



123rf/ Sjarhei Lenets

Ausgrenzung von Menschen mit Behinderung

«Wenn wir diesen Weg weitergehen, brandmarken wir Menschen mit Behinderungen künftig als lebensunwert», warnte Komiteemitglied CVP-Nationalrat Christian Lohr an der besagten Medienkonferenz. Die berechtigte Sorge steht im Raum, dass diese künftig als unerwünschte und vermeidbare Risiken und Belastung betrachtet werden – mit gravierenden Auswirkungen für ihr Selbstverständnis und unser Zusammenleben mit ihnen. Leistungsverweigerungen der Sozialversicherungen und Krankenkassen könnten die Folgen sein. «Es ist Aufgabe der Politik, der Gesellschaft und der Gesetzgebung, Menschen mit Behinderung sozial und wirtschaftlich zu integrieren – nicht sie zu verhindern und zu eliminieren», sprach Lohr Klartext. Die Zulassung der PID wird zudem einen starken gesellschaftlichen Druck auf werdende Eltern auslösen, behindertes Leben zu verhindern.

Ethische Fragen an die PID

Bei genauerem Hinsehen stellen sich laut Frank Mathwig⁵ bei der PID eine Vielzahl von Fragen, auf die Politik und Medizin bislang die Antworten weitgehend schuldig geblieben sind. So sind die möglichen Langzeitfolgen für untersuchte Embryonen bisher nicht bekannt. Die Möglichkeit von Fehldiagnosen kann nicht ausgeschlossen werden. Die Gefahr weitergehender Embryonen-selektion ist latent vorhanden. Es gibt keine Grenz-ziehung zwischen Prävention und Selektion. Es entsteht ein Selektionsautomatismus aufgrund eines positiven Befundes. Diagnostische Verfahren kennen an sich keine ethischen Grenzen.

Grundsätzliche Fragen ethischer Natur stehen laut Mathwig im Raum und müssen von Politik und Gesellschaft geklärt werden – möglichst bevor die entsprechende Praxis eingeführt wird: Wie weit geht die reproduktive Selbstbestimmung? Dürfen Kinder in ihrer frühesten Entwicklungsphase zum Gegenstand einer Wahl der Eltern oder des Arztes werden? Wollen wir überhaupt Kinder, die sich im Sinne einer bewussten Auswahl als Produkte ihrer Eltern begreifen müssen? Wohin geht eine Gesellschaft, welche die Spontanität und Pluralität des Humanen einer selektiven Kontrolle unterzieht? Und: Besitzt ein Embryo mit der Disposition zu einer schweren Behinderung kein Lebensrecht?

Daraus leiten sich entsprechende Forderungen ab: Es bedarf eines in der Verfassung verankerten Embryonenschutzes, der nicht in der gleichen Verfassung wieder ausgehöhlt werden darf. Die verfassungsrechtliche Klärung des Status von Embryonen muss partikularen biotechnologischen Regelungen zwingend vorausgehen. Hierzu bedarf es eines intensiven Diskurses in und mit der Öffentlichkeit. ■

1 Bereits im Dezember 2014 verabschiedete das Parlament die Revision des Fortpflanzungsmedizingesetzes (rFMedG). Es erlaubt die Präimplantationsdiagnostik inklusive der Untersuchung von Embryonen auf Chromosomenanomalien aller Art (Chromosomen-Screening) sowie das Tiefgefrieren überzähliger Embryonen.

2 Art. 119 Abs. 2 Bst. c

3 Annahme: Nur jedes zweite Elternpaar lässt eine PID durchführen.

4 Eugenik ist die Ideologie, dass man durch die Verbesserung der Erbanlagen in der menschlichen Bevölkerung zu einer Auslese vermeintlich gesunder und hochwertiger Menschen gelangen kann.

5 «Ethische Aspekte von PID», Referat Prof. Dr. Frank Mathwig anlässlich des EVP-Koordinationstreffens «Nein zur PID» am 15. Dezember 2014

LEBENSERFAHRUNGEN

Ich gebe dir das Leben: sei lebendig!

Dorothea Gebauer **Durch das Werk der bekannten Psychologin Simone Pacot zieht sich eine mutmachende Botschaft: Die Freiheit ist eine wunderbare Gabe, die jeder Frau und jedem Mann geschenkt ist. Wir können das Leben wählen und dem Tod absagen.**

Simone Pacot macht als Kind zwei wichtige Erfahrungen: Mit neun und vierzehn lernt sie Gott kennen. In Marokko, wo sie geboren wurde, macht sie sich als erwachsene Frau und Anwältin entlang den Aussagen der Seligpreisungen für die Versöhnung zwischen Juden, Christen und Moslems stark. Dann wendet sie sich der Psychologie zu. Eine Wissenschaft, von der sie annimmt, dass diese «die einzige sichere Basis» sei.

Bis in die Tiefen des Herzens freiwerden

Durch die Begegnung mit einem Ehepaar der episkopalischen Kirche¹ hört sie zum ersten Mal vom Begriff der «Inneren Heilung». Sie lernt das Zusammenspiel von Psychologie und Spiritualität kennen. Es leuchtet ihr ein, dass diese Bereiche zusammengehören und sie beginnt, sich auch eigenen Verstrickungen zu stellen. Doch sie fühlt sich nach wie vor gefesselt, kommt von Schuldgefühlen nicht los. Schliesslich lernt sie charismatische Bewegungen kennen. Sie hört zum ersten Mal, dass der Heilige Geist sehr lebendig in jedem Menschen wohnen und mit ihm sprechen kann. Bei Ignatius von Loyola versteht sie die Unterscheidung der Geister und hört von der Möglichkeit, den Willen einzusetzen.

Man kann ihre Erfahrungen so resümieren: Falsche Wege, die jemand einschlägt, sind nicht nur psychologisch schädlich. Sie sind grundlegende Übertretungen dessen, was man Leben nennt. Lebensgesetze zu würdigen, heisst, dem lebensspendenden Wort der Bibel zu folgen. Es heisst, dass ich eine Richtungsänderung vornehmen, meine destruktiven Wege verlassen und, geleitet von diesem Wort, neue Wege einschlagen muss. Solche, die zum Leben führen. Dies entfaltet Simone Pacot in drei Büchern², davon trägt eines den Titel «Evangelisierung bis in die Tiefen des Herzens».



Dorothea Gebauer ist freie Kulturjournalistin.
dorothea.gebauer@insist.ch

Das Gesetz des Lebens und des Todes

Was ist ein Lebensgesetz? Zunächst muss von den Gesetzen des Todes gesprochen werden: «*Du kannst nur das Leben wählen, wenn du dich von jeglichem geheimen Einverständnis mit dem Tod lossagst*», nennt Pacot ein erstes Lebensgesetz. Es reicht nicht, einfach am Leben zu sein. Es reicht nicht, hin und her zu schwanken zwischen Leben und Tod, zwischen Freiheit und Rückkehr in die Sklaverei. «Wählt das Leben!» sagt Gott dem hebräischen Volk.

Die tödlichen Botschaften können dabei ganz fromm verkleidet sein. Man kann Verse aus der Bibel, so Pacot, in falscher Weise mit dem Tod verbinden. Auf der andern Seite gehören Lebensgesetze nicht in den Bereich bornierter Gesetzlichkeit. Den Weg des Todes kann man nur dann verlassen, wenn man ihn kennt, wenn man ihn in Worte gefasst hat.

Was sind Wege des Todes? Etwa, dass man seine innere Freiheit zugrunde richtet, seine echtsten Sehnsüchte nicht ernst nimmt und deshalb unangebrachte Mitgefühle oder Schuldgefühle mit sich trägt. Oder es kann sein, dass man zum Helfershelfer der Unordnung eines anderen wird. Sehr anschaulich sind Beispiele aus der eigenen seelsorgerlichen Praxis, die Pacot nennt, wo es um heimliche Komplizenschaft oder ums Flirten mit dem Tod geht. Was sie dagegen stellt, ist dann voller Hoffnung: Es ist möglich, Ägypten zu verlassen. Die Gnade Jesu gibt die Kraft, von seinem Bett aufzustehen und aufzubrechen ins freie Land.

Ich bin Mensch, nicht Gott

Das zweite Lebensgesetz spricht davon, dass wir bereit sein sollen, unsere menschlichen Daseinsbedingungen anzuerkennen. Weder bin ich Gott, noch kann ich auf ihn verzichten. Es gibt menschliche Grenzen: Ich werde sterben. Es gibt Grenzen in meiner Person. Neben der Herausforderung, dies anzuerkennen und möglicherweise zu betrauern, gibt es im Gegensatz dazu auch Allmachtswünsche: zumindest den, die Welt möge vollkommen sein, ohne Versagen, ohne Tod.

Beim Anerkennen der menschlichen Daseinsbedingungen kann es nicht darum gehen, sich herabzumindern, unter dem Vorwand, dass «man halt» Grenzen habe. Nein, aktive Annahme heisst nicht Resignation. Das wäre wieder eine Bewegung hin zur Traurigkeit und Ohnmacht.



Montree Tabthipwattana/123rf

Die Frage «Was kann ich daraus machen?» macht aus dem, was mir widerfährt, ein Sprungbrett ins Leben und kein Grab, in dem ich erstarre.

Allerdings ist die Annahme der Wirklichkeit ohne Abstriche mit allen Licht- und Schattenseiten die erste Frucht einer langwierigen Trauerarbeit. Erst dann kann ich das Unerwartete empfangen, die Arbeit der Auferstehung und die Osterfreude kennenlernen, so Pacot. Das geschieht in enger Kooperation mit dem Heiligen Geist, was nicht bedeutet, dass er uns erspart, das zu wollen, was wir wollen. Hier ist die Autorin sehr klar: Der Mensch muss sich in Bewegung setzen, Initiativen ergreifen, Entscheidungen treffen. Es gibt dabei zuweilen auch ein Zurückschrecken vor der eigenen Intelligenz, die sie Faulheit nennt.

Die eigene Unterschiedlichkeit auf sich nehmen

Das dritte Lebensgesetz entfaltet die Einzigartigkeit der Person, sowohl der eigenen als auch der anderen. Stark ist Pacot in den Passagen, in denen sie Übergriffigkeit attackiert und betont, wie wichtig es sei, Grenzen zu würdigen und Distanzen zuzulassen. Da sei es genauso schlimm, sich von einem Menschen verschlingen zu lassen, wie ihn zu verschlingen. «Es ist dir untersagt, deine Identität mit der eines anderen zu vermischen.» Mit Nachdruck habe Gott uns aufgerufen, einen Weg der Reife, der Differenzierung zu wählen und die «Unterschiedlichkeit auf sich zu nehmen». Es sei wichtig, das eigene Mass herauszufinden, ohne Nachlässigkeit, ohne sich aufzublasen oder zu verleugnen. Sie betont: «Du bist nach dem Bilde Gottes geschaffen. Niemand wird je du sein. Hüte dich davor, in die Falle der Selbstabwertung zu gehen. Dies ist ein Weg des Todes, eine Weigerung zu leben.» Der Weg in die andere Richtung ist nicht leicht: Möglicherweise verliere ich dabei einen Sekundärnutzen, beispielsweise den der Passivität. Möglicherweise verliere ich den scheinbaren Frieden im Miteinander. Es kann sein, dass ich dafür ein neues Verhalten, das der Freiheit dienlich ist, eintrainieren muss.

Wir sind ein Ganzes

Das vierte Lebensgesetz besagt, dass wir eine Gesamtheit sind: Körper und Psyche (Emotionen, Gefühle, Affektivität, Fähigkeiten) sind eins.

Was können Versuche sein, dieser Einheit zu entfliehen? Man hört mit der Arbeit an sich selbst zu früh auf, negiert, dass man eine Geschichte hat. Man bleibt der Sprache des Körpers gegenüber taub. Eine Heilung des ganzen Menschen gelingt, so Pacot, wenn wir unsere innere Welt vollständig der Gegenwart Christi und dem Heiligen Geist gegenüber öffnen. In der Herzentiefe darf nichts verleugnet, ausradiert werden. Wer von seiner Herzentiefe her lebt und diese nicht geschlossen hält, wird erfahren, dass von dort her alles mit dem Rest des Organismus in Verbindung gebracht werden kann: Psyche, Körper, Welt und Alltag.

Leben heisst Leben weitergeben

Die Fruchtbarkeit ist das fünfte Lebensgesetz. Fruchtbarkeit ist das Leben selbst und Früchte sind dazu da, verteilt und verschenkt zu werden. Wenn wir sie in einer Ecke liegen lassen, verfaulen sie. Der Diener, der im bekannten Gleichnis seine Talente vergraben hat, ist in einer Todesfalle. Er hat sich der Passivität, der Resignation ergeben. Sein Leben ist unfruchtbar geworden. «Wir aber werden uns nicht in den Gewissensbissen, in der Selbstverdammung zu Tode langweilen und dabei einen zweiten Tod zum ersten hinzufügen!» sagt Pacot ganz programmatisch.

Was macht das Lesen der Werke von Pacot so attraktiv? Vielleicht spürt man die RichterIn und SeelsorgerIn, die uns mit grosser Klarheit Bedingungen eines aufrechten und selbst verantworteten Lebens vor Augen stellt. Die von Gott versprochene Befreiung ist keine Poesie, sie ist konkrete Realität, die in unser Leben einbrechen will. ▀

1 Zweig der anglikanischen Kirche

2 Hauptquelle dieses Beitrags: Pacot, Simone. «Steh auf und lebe! Leben aus der Kraft des Evangeliums.» Paulus Verlag

MIT EINSCHRÄNKUNGEN LEBEN

Dafür kämpfe ich an vorderster Front

Interview: Fritz Imhof **Die EVP-Präsidentin und Nationalrätin Marianne Streiff setzt sich für den Schutz des Lebens am Anfang und am Schluss ein. Zudem engagiert sie sich bei INSOS, dem nationalen Branchenverband der Institutionen für Menschen mit Behinderung. Wir sprachen mit ihr über aktuelle Brennpunkte.**

Magazin INSIST: Marianne Streiff, welche Tendenzen gibt es zur Zeit in der Schweizer Politik im Umgang mit dem Leben?

Marianne Streiff: Es gibt bei uns eine klare Tendenz zur Selbstbestimmung. Das zeigt sich aktuell gerade bei der Präimplantationsdiagnostik (PID). Man will wissen und bestimmen, ob ein Kind lebenswert sein wird. Schon die Pränatale Diagnostik ging in diese Richtung. Wir wollen selbst bestimmen, wie das Leben beginnen und wie es enden soll. Ist ein Leben noch lebenswert, oder soll ich ihm ein Ende setzen? Ich sehe es als eine schmerzhaftes Tendenz, dass die Gesellschaft das Leben nicht mehr als Geschenk von Gott annehmen will. Sie will nur das bestmögliche und gesunde Leben als lebenswert anerkennen.

Eine zweite Tendenz ist, das Lebensrecht immer stärker von den Kosten abhängig zu machen. Wie viel darf eine Therapie kosten, zum Beispiel für Hepatitis B¹? Ist sie den Preis wert, um diesem Menschen zu helfen? Menschen, die dieser Leistungsgesellschaft nicht entsprechen, kommen immer mehr unter Druck.

Gibt es auch positive Tendenzen?

Ja, ich denke an die UNO-Lebensrechtskonvention, die besagt, dass jeder Mensch das Recht hat, sein Leben möglichst schrankenfrei leben zu dürfen. Auch das Prinzip der Inklusion – das Eingliedern von Kindern mit Einschränkungen in Normalklassen – ist eine gute Entwicklung. Es hilft, dass Menschen am Leben teilhaben können. Selbstbestimmung ist gerade auch für behinderte Menschen ein hoher Wert. Positiv werte ich auch die nationale Demenzstrategie oder die Förderung der Palliative Care. Beides ermöglicht eine würdige Art, die letzte Etappe des Lebens zu leben.

Was bewegt Sie in dieser Thematik besonders?

Als Präsidentin von INSOS Schweiz sind mir die Bedingungen wichtig, unter denen Behinderte leben können. Es ist ein grosses Arbeitsfeld, das mich sehr motiviert. Die Förderung von Menschen mit Behinderung durch praktische Ausbildungen mit Kompetenzausweis war ein Fortschritt. Dass diese Stellen aber jetzt nur noch dann von der IV finanziert werden, wenn die Betroffenen damit fit für den ersten Arbeitsmarkt werden, ist ein Rück-



fotolia/ WavebreakMediaMicro

schrift. Das Recht auf eine Ausbildung darf doch nicht davon abhängig gemacht werden, ob sich das für die Gesellschaft auszahlt. Auch bei einem Menschen, der in einer geschützten Werkstatt arbeitet, ist die Förderung der beruflichen Kompetenz wichtig für das Selbstwertgefühl. Das ist mein Kampffeld in Gesprächen mit Behörden und Bundesstellen. Es gibt eine ungute Tendenz zur Selektion aufgrund von finanziellen Vorgaben. Hier müssen wir Gegensteuer geben. Sonst überschreiten wir auch ethische Grenzen.

Die IV muss sparen und will möglichst viele Renten streichen oder schon gar nicht bewilligen. Doch man hat den Eindruck, dass sie den Menschen zu wenig hilft, auch eine Stelle auf dem Arbeitsmarkt zu finden.

Die Politik hat die Weichen so gestellt, nun muss aber auch die Wirtschaft vermehrt mithelfen. Es ist in der Tat nicht immer einfach, einen Menschen in die Arbeitswelt zu integrieren. Es gibt zwar Job-Coaches, welche die Arbeitgeber auf mögliche Probleme vorbereiten und die Menschen mit Handicaps begleiten. Das funktioniert an sich nicht schlecht. Man muss aber auch Modelle unterstützen, die es den Betroffenen ermöglichen, bei Krisen wieder vorübergehend in die geschützte Werkstatt zu wechseln. Zu berücksichtigen ist dabei, dass viele Betroffene unter psychischen Problemen leiden. Das erfordert auch das Verständnis von Arbeitskollegen. Gerade für Menschen mit Schizophrenie braucht der Arbeitgeber ein zeitweiliges «Rückgaberecht», bis sich der Mitarbeiter wieder stabilisiert hat. Man darf den Arbeitgeber in seinen Problemen nicht allein lassen. Bei der Integration sind es vor allem kleinere KMUs mit Patrons an der Spitze, die einen persönlichen Beitrag für diese Menschen leisten wollen. Ich wünsche mir das vermehrt auch von grossen Firmen.

Und was müssten die Betriebe der öffentlichen Hand tun?

Ich habe das Thema immer wieder in der Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Nationalrates erwähnt. Nicht jede Verwaltungsabteilung kann gleichermassen

behinderte Menschen aufnehmen, aber die Zahlen der Aufgenommenen steigen beim Bund. Die Personaldienste sind sensibilisiert, und sie achten auch darauf, Menschen mit Problemen im Arbeitsprozess zu halten und nicht abzuschieben. Es braucht auch Unterstützung, damit man Menschen mit körperlichen und psychischen Problemen gar nicht erst an die IV abgeben muss. Zudem braucht es immer auch die Solidarität der Kolleginnen und Kollegen. Sie sollen nicht das Gefühl bekommen, ständig die Pendenzen der handicapierten Kollegen übernehmen zu müssen.

Auch die politischen Gemeinden sind gefragt. In Köniz haben wir immer wieder solche Menschen integriert. Wir wollten den Anteil halten und möglichst sogar steigern. Es ist eine Frage der Zielsetzung. Dass die neu gesprochenen Renten bei der IV gesunken sind, hängt auch damit zusammen, dass betroffene Menschen an ihrem Arbeitsplatz besser unterstützt werden. Es bleibt aber eine Gratwanderung.

Wenn der Staat unter Druck kommt, Stellen zu streichen, wird es wohl trotzdem zuerst diese Menschen treffen.

Wenn die Effizienz und der Output gesteigert werden müssen, ist dieses Risiko tatsächlich vorhanden.

Wie gehen Sie als Präsidentin der EVP mit diesen Themen im politischen Alltag um?

Leider bin ich nicht in einer Kommission, die sich mit diesen Fragen beschäftigt. Ich mache dazu aber politische Vorstösse und stehe im Gespräch mit Bundesämtern und Fachleuten innerhalb der EVP. Lebensschutz und Lebensfragen sind unsere Kernthemen. Auch als Präsidentin von INSOS bin ich ständig damit konfrontiert. Das prägt meine Sensibilität und mein Denken. Es gehört untermessen zu meiner Persönlichkeit.

Die Behinderten scheinen mit ihren Anliegen in letzter Zeit sogar recht erfolgreich zu sein. Man denke nur an Behindertenparkplätze, Auflagen beim Bauen oder bei der Konstruktion von Bahnwaggons.

Ein Mensch mit Behinderung soll Anrecht auf Teilhabe am Leben haben, dafür gibt es heute einen Konsens. Das heisst aber auch, dass er Zugang zu Verkehrsmitteln und öffentlichen Gebäuden haben soll. Grenzen gibt es für mich dann, wenn der Aufwand gross und der Nutzen klein ist.

Ich erlebte das beim Umbau eines Schulhauses. Die Zugänglichkeit für Beeinträchtigte zu allen Räumen erforderte in diesem historischen Gebäude einen hohen Mehraufwand. Es wäre in diesem Fall möglich gewesen, einfach das Parterre zugänglich zu machen und eine Klasse mit einer behinderten Schülerin im Parterre unterzubringen. Der Druck kam aber nicht von einem Behindertenverband, sondern von den Behörden und der Denkmalpflege. Es braucht in diesen Fragen immer auch den gesunden Menschenverstand. Der Zugang zu den Zügen ist aber wichtig. Es geht nicht, dass Menschen im



Einsatz für den Mitmenschen

(Fim) Marianne Streiff, 58, ist Nationalrätin und Präsidentin der EVP; sie wohnt mit ihrem Mann in Urtenen-Schönbühl. Das Paar hat drei erwachsene Kinder. Die ausgebildete Primarlehrerin bildete sich in Legasthenie und Lebensberatung weiter und stand während 32 Jahren im bernischen Schuldienst. 2008 erwarb sie den Abschluss in «Public Affairs Management» an der HWZ Zürich. Als Präsidentin des gesamtschweizerisch tätigen Branchenverbandes von Institutionen für Menschen mit Behinderung INSOS setzt sie sich für deren Interessen in der Politik ein. Sie ist auch in der Geschäftsleitung von «angestellte bern» (Dachorganisation kantonaler Angestelltenverbände) aktiv und engagiert sich hier für die Interessen des Personals in KV, Schule, Labor, Pflege und Medizin. Vor ihrem Einzug in den Nationalrat war sie Gemeinderätin in Köniz und von 1998 – 2010 Mitglied des Berner Grossen Rates.

Rollstuhl in einem Güterwagen mitreisen müssen, wie das vorgekommen ist.

Sind die Behindertenverbände in dieser Diskussion pragmatisch genug?

Es ist unterschiedlich. Man muss aber auch sehen, dass es Ursachen in der Vergangenheit hat, wenn Verbände zuweilen kämpferisch auftreten. Oft wird man in der Gesellschaft nur wahrgenommen, wenn man laut genug ist.

Sie sind die Präsidentin von INSOS, dem Branchenverband der Institutionen für Menschen mit Behinderung. Was sind dort die zur Zeit aktuellen Themen?

Es geht um die richtigen Rahmenbedingungen in Werkstätten, Tagesstätten und Wohnheimen. Hier findet ein Umdenken statt. Man will stärker die Mobilität und Eigenständigkeit der behinderten Menschen fördern. Und es gibt den Wechsel von der Objekt- zur Subjektfinanzierung. Nicht mehr die Plätze, sondern die Menschen erhalten Geld und können sich damit einen Platz in einem Wohnheim sichern. Es geht auch um die Aus- und Weiterbildung des Personals in den Institutionen, damit sie der Entwicklung gerecht werden können. Die Ausbildungen müssen zielgerichteter und die Sensibilisierung für die Bedürfnisse des Einzelnen müssen verbessert werden. Das braucht gutes Fachpersonal.

Mit der Neugestaltung des Finanzausgleichs (NFA) ging übrigens die Finanzierung der Institutionen vom Bund an die Kantone. Diese stehen aber in der Versuchung, ausgerechnet dort mit Sparmassnahmen anzusetzen. Der Kanton Bern wollte 15% der Beiträge an die Institutionen streichen. Das hätte besonders die Weiterbildung des Personals betroffen. Das sind alltägliche Kämpfe, die zur Zeit in allen 26 Kantonen stattfinden ... Eine rechte Herausforderung! Die Vorstellungen und Vorschriften bezüglich Infrastruktur werden anspruchsvoller. Wir sind uns beim Wohnen ja auch andere Standards gewohnt als vor 50 Jahren. Doch die Finanzen werden knapper. Das führt zu Spannungen.

Sehen Sie eine Verunsicherung bei Menschen mit Einschränkungen?

Unsere Gesellschaft zeigt den Menschen mit Behinderung zunehmend, dass sie wertvoll sind. Aus christlicher Sicht möchte ich ergänzen: ... und von Gott geliebt. Es wird angestrebt, deutlich zu machen, dass ein Handicap nicht einen gesellschaftlichen Ausschluss bedeuten muss. Noch zu oft hören jedoch Behinderte, dass es zu teuer wird, ihnen ein gleichwertiges Leben zu ermöglichen. Das ergibt Spannungen, die sich bei einigen in aggressiven Äusserungen niederschlägt. Wir müssen uns entscheiden: Wenn wir alle Menschen als gleichwertig erachten, müssen wir auch dazu beitragen, dass sie zu ihrem Recht kommen.

Letztes Jahr feierten wir das 10-Jahre-Jubiläum des Gleichstellungsgesetzes für die Behinderten. Doch in vielem warten die Betroffenen immer noch auf die Umsetzung. Es braucht viel Zeit, um zum Beispiel die schrankenfreie Mobilität umzusetzen, weil die Kosten dafür sehr hoch sind. Dabei geht es etwa um das selbstständige Benützen des öffentlichen Verkehrs, die Barrierefreiheit für öffentlich zugängliche Bauten und Anlagen sowie für Wohngebäude mit mehr als acht Wohneinheiten und Gebäude mit mehr als fünfzig Arbeitsplätzen. Menschen mit Einschränkungen brauchen viel Geduld, wenn es um die Umsetzung dieser Massnahmen geht. Aus christlicher Sicht ist dieser Weg aber zu gehen und die Umsetzung muss vorangetrieben werden.

Es ist wohl immer noch ziemlich schwierig, im Rollstuhl mit der Bahn von Basel ins Engadin zu reisen!

Ja, sehr umständlich. Man muss das im Voraus organisieren. Wenigstens gibt es jetzt Bahnwagen mit einem Abteil, in dem man die Sitze hochklappen kann, um einem Rollstuhlfahrer Platz zu verschaffen. Schön wäre, wenn Menschen mit Behinderung sich auch mal ganz spontan für einen Ausflug entscheiden könnten, ohne ihn vier Tage zuvor im Detail organisieren zu müssen, damit bei jedem Umsteigen das nötige Personal mit einem Lift da ist.

Oder ich denke an ein Heim für Taubblinde. Es liegt in der Nähe eines unbewachten Bahnübergangs mit Andreaskreuz und Blinklicht. Beides können diese Menschen nicht wahrnehmen. Hier ging es für einmal nicht ohne

Barriere. Doch es war ein langer Kampf, bis diese installiert wurde. Es gibt zahlreiche ähnliche Probleme, die noch behoben werden müssen.

Wie empfinden Sie die allgemeine Stimmung in unserer Gesellschaft gegenüber Menschen mit Behinderung?

Wir sollten die Betroffenen fragen. Nach meiner Erfahrung begegnet man ihnen in der Regel mit Wertschätzung. Trotzdem gibt es die Diskussion über lebensunwertes Leben, was sich bei der Einführung der PID deutlich zeigt. Diese Diskussion ist eine Botschaft an die Behinderten, dass man sie eigentlich nicht haben möchte. Sie zeigt eine grosse Diskrepanz zur Verfassung, welche die Behinderten wahrnehmen. Es entsteht der Eindruck: «Eigentlich hätte ich gar nicht geboren werden dürfen.» Das gilt für Menschen mit Trisomie 21², zystischer Fibrose³ und anderen Behinderungen.

Wird man diesen Menschen in absehbarer Zeit Versicherungsleistungen vorenthalten?

Ich schliesse es nicht aus, hoffe aber, dass es nicht so weit kommt! Die Solidarität in der Gesellschaft gegenüber Menschen mit Trisomie 21 und ihren Eltern lässt nach. Sobald man klar weiss, dass man sie «verhindern» kann, spielt das Geld eine Rolle und der Druck auf die Eltern nimmt zu.

Was können Menschen mit Einschränkungen der Gesellschaft vermitteln?

Wer persönlich Kontakt mit behinderten Menschen hat, für den ist klar, dass sie der Gesellschaft viel geben. Zum einen emotional. Zum andern können geistig Behinderte das Wesentliche oft sehr schnell auf den Punkt bringen. Sie können uns auch zeigen, dass man sich nicht von Hindernissen abschrecken lassen muss. Ich denke an meinen contergangeschädigten Ratskollegen Christian Lohr, der sich gut ausgebildet hat, der es versteht, ohne IV zu leben und eine grossartige Arbeit im Parlament macht. Ein tief beeindruckender Mensch, der andern viel gibt. Solche Menschen helfen uns, mit unseren eigenen Grenzen umzugehen. Ihre Zufriedenheit und Dankbarkeit trotz ihrer Begrenzung ist ansteckend.

Ich erinnere mich an ein geistig behindertes Mädchen, das eine politische Diskussion mitverfolgte, in der argumentiert wurde, dass man mit finanziellen Kürzungen ausgerechnet die Schwächsten bestraft. Da wandte sich das Kind an seine Mutter und sagte: «Gell Mami, wir sind nicht die Schwächsten!»

Kann man in 10 Jahren noch als behinderter Mensch geboren werden und dabei den Versicherungsschutz behalten?

Dafür kämpfe ich an vorderster Front. ▶

1 Infektiöse Leberentzündung, die durch das sehr ansteckende Hepatitis-B-Virus ausgelöst wird. Es wird diskutiert, in welchen Fällen die sehr teure Therapie bezahlt werden soll.

2 Down Syndrom

3 eine autosomal-rezessive vererbte Stoffwechselerkrankung



Geburt

Jugend

Lebensmitte

Alter

Tod

Spiritualität: «Fünf Lebensstufen»

Ruth Maria Michel

**Wie ein Adler sein Gefieder über seine Jungen streckt,
also hat auch hin und wieder mich des Höchsten Arm bedeckt,
alsobald im Mutterleibe, da er mir mein Wesen gab
und das Leben, das ich hab und noch diese Stunde treibe.
Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.¹**

Im Zentrum der Bilderreihe² steht der Mensch. Auf jeder Bildtafel ist er anders dargestellt, von anderen Farben umgeben und von anderen Symbolen begleitet. Die Grösse der Gestalten erzählt von Auf- und Abstieg, von Wachsen und Vergehen. Die Farben orientieren sich am *Tages- und Jahresablauf*, welche unserm Leben *einen festen Rhythmus* geben: Von der blauen Farbe des Morgens wird der Bogen über das warme Licht des Mittags zu den Farben der untergehenden Sonne und des dunkler werdenden Abends gespannt. Das sphärische Blau des Winters wird vom aufbrechenden Grün des Frühlings abgelöst, um im sommerlichen Gelb seinen hellsten Ausdruck zu finden und dann über das herbstliche Rot in die zurückhaltenden Farben des Jahresendes überzugehen.

Geburt und Kindheit

Das erste Bild lässt das neue Leben als Geschenk des Himmels sehen. Von Wärme getragen und gehalten ist es noch von der Tiefe und Weite des Himmels umgeben.

Quellen

Patrick Scherrer (www.bildimpuls.de)
Jörgen habedank ([www.bestattungen-zimmermann.de/
Haus_der_Besinnung/Lebensstufen/lebensstufen.html](http://www.bestattungen-zimmermann.de/Haus_der_Besinnung/Lebensstufen/lebensstufen.html))

Es wird von oben in diese Welt hineingegeben und ruht wie auf einem Thron in der Bildmitte – Hinweis darauf, dass es das Zusammenwirken von irdischen und himmlischen Kräften für die Entstehung eines Menschenkindes braucht?

Das Neugeborene ist beinahe weiss, verhüllt und ähnlich einer Vaseform dargestellt: Wie ein noch unbeschriebenes Blatt, in das – wie es die Sterne über ihm andeuten – viel hineingelegt wurde: als Wegzehrung, für die Bewältigung des Lebensweges und um damit die Mitmenschen beschenken zu können.

Symbolisch ist die Situation durch ein auf der Spitze stehendes Dreieck erfasst – oben ist die Basis, nach unten richtet sich das Ziel. Die Kräfte kommen von oben, das Kind bekommt von dort viel geschenkt, damit als Grundlage für ein gelingendes Leben Vertrauen, Verlässlichkeit und Sicherheit wachsen darf.

Die Geburt öffnet den Lebensweg – die Kindheit beginnt mit Leichtigkeit, Spiel und Unbefangenheit, aber auch mit Vorsicht vor all dem Neuen.

- Ich schaue zurück auf meine Kindheit ...
- Woran denke ich gerne und mit Freude zurück ...
- Empfinde ich noch Trauer, Schmerz, Unversöhntheit ...

- Kann ich mit Gott darüber reden, ihm danken, ihn um Heilung bitten, Vergebung gewähren ...
- Will in meinem Leben noch etwas «neu geboren werden», ist es Zeit zum Säen in meinem Lebensgarten ...
- Ich spreche mit Gott darüber: dankend, lobend, bittend, klagend, fragend ...

Jugend

Aus dem zweiten Bild sprechen Wachstum, Aufbruch und Heiterkeit. Der jugendliche Mensch wendet sich von der Kindheit ab, er hat gelernt, auf eigenen Beinen zu stehen. Er setzt sich kraftvoll in Bewegung, selbstbewusst mit dem Finger auf sich zeigend.

- Wie steht es mit meinem «Selbstbewusstsein» ...
- Ich spreche mit Gott darüber ...

Der junge Mensch hat das ganze Leben vor sich! Voller Tatendrang schaut er nach oben – das Unendlichkeits-Symbol über ihm erfasst seine Situation: Das Leben steckt voller unendlicher Möglichkeiten. Er scheint sich an Idealen und grossen Vorbildern zu orientieren, um Lebensziele und seinen eigenen Lebensweg zu finden.

- Meine Lebensziele ...
- Kann ich sie benennen ...
- Lohnt es sich, für sie zu leben ...
- Möglichkeiten in meinem Leben: Nutze ich sie ...
- «Vertane» Möglichkeiten: Vielleicht muss ich sie noch verabschieden, betrauern, um Vergebung bitten ...

Der Bogen unter den Füßen des Jugendlichen bringt zum Ausdruck: Was grundgelegt wurde in der Kindheit, begleitet und trägt ihn nun bei seinem Tanz ins Leben ...

- Was trägt und hält mich ...
- Ist «Fundamentarbeit» angesagt bei mir – die Beschaffenheit meines «Lebens-Gartenbodens» erneuerungsbedürftig ...

Vieles ist (noch) grün – grün ist die Farbe des Wachstums, der Hoffnung. Vor allem wachsen dürfen Glaube, Hoffnung, Liebe, Friede, Freude, innere Freiheit ...

Lebensmitte

Im dritten Bild wird der Mensch in glutroter Farbe fest und aufrecht stehend gezeigt, voller Energie – und auf Expansion aus – stehen ihm seine vollen Kräfte zur Verfügung.

- Meine Kräfte und wie ich sie einsetzte – ich rede mit Gott darüber ...

Der Mensch hat seinen Weg und seine Mitte gefunden und vermag die Höhepunkte des Lebens zu erreichen, aber auch seine Tiefen auszuloten: Ein Arm weist nach oben, der andere nach unten.



Ruth Michel leitet als VBG-Mitarbeiterin das Ressort «Spiritualität und geistliche Begleitung».
ruth.michel@insist.ch



(RMM) Jörgen Habedank ist norddeutscher Maler, Glasmaler, Wandgestalter und Zeichner – ein vielseitiger Künstler, der vor allem mit der ausdrucksstarken Leuchtkraft seiner Bilder auffällt. Mit renommierten Glasmanufakturen realisiert er grosse architekturbezogene Gestaltungen. In der Malerei dagegen gibt es auch das kleine Format. Habedank gestaltet regelmässig die Jahreslosung als Bild, viele Motive seines Werkes berühren das Sakral-Christliche. Einblicke unter: www.farbige-kunst.de

- Habe ich meinen Weg gefunden? Wo bin ich noch am Suchen? Ich rede mit Gott darüber ...

- Wäre das Gespräch mit einer Person meines Vertrauens über «meinen Weg» klärend ...

Die Möglichkeiten des Menschen werden zu Aufgaben. In der Mitte des Lebens hat er die Chance zum Aufrechtenstehen, zum Halt, Vorbild und Orientierung für die Menschen links und rechts von ihm zu sein, er kann führen, aber auch verführen.

- Stehe ich «aufrecht» im Leben ... Wem bin ich Vorbild ... Wie kann ich Orientierung schenken ...

So kann der Mensch in der Lebensmitte Klarheit und Lebendigkeit ausstrahlen – er steht zwischen Jugend und Alter und spürt im Wechsel die scheinbar unbegrenzte Jugend in sich – aber auch schon die ersten Ahnungen der Begrenztheit im nahenden Alter. Das Quadrat als Symbol für Festigkeit, Klarheit aber auch Begrenztheit steht über diesem Abschnitt.

- Wie stehe ich im Leben ... Was fordert mich heraus ... Was weckt Sehnsüchte ...

- Ich versuche, mit Gott darüber zu reden ...

Alter

Das vierte Bild spricht vom Alter. Der Mensch steht da, wie in einer Form geprägt, festgelegt, ja beinahe starr. Es lässt die aufsteigende Angst des Abschieds im wieder enger werdenden Lebensraum durch hochgezogene Schultern spüren – aber hinter sich hat er den warmen Reichtum der Erfahrungen und Erlebnisse, die sich wie geologische Schichten im Laufe der Jahre abgelagert haben.

- Der Angst vor dem Altern das Vertrauen entgegensetzen: *Heute Dir vertrauen, Du Gott meines Lebens – meine Zeit steht in Deinen Händen.*

Der alternde Mensch blickt in einen tiefen Lebensraum zurück: Im Rot spiegelt sich die empfangene und gegebene Liebe, auf die der alternde Mensch als Kapital seines Lebens zurückblicken kann. In ihr öffnet sich ein gleissend heller Bogen, der in eine andere Wirklichkeit zu führen scheint.

- Ängste und Lebenserinnerungen können sich die Waage halten, aber der Älter werdende kann mit mehr innerer Freiheit auf die Aufgaben und Fragen des Lebens schauen – gelingt ihm dies, so wird er Orientierungsfigur für die Jüngeren.

Als Symbol steht das nach oben gerichtete Dreieck für den Blick nach oben, für die Umkehrung der Kräfte.

Die Farbe des Alters ist voller Sättigung, sie ist Vorblick und Rückblick zugleich! Der alte Mensch erscheint vielleicht nicht mehr in voller Grösse, dafür aber in sich sicher und gefestigt. Er kann im Lebenstreiben Ruhepol sein.

- *Wenn ich zu diesem Alter gehöre:* Kann ich dafür danken und in der Gegenwart offen sein für das Leben und was mir geschenkt wird und was mir als Aufgabe gegeben ist ...

- *Wenn ich jünger bin:* Wie ehre ich ältere Menschen ...

Tod

Im fünften Bild werden das Sterben und der Tod angesprochen. Der Bilderzyklus beginnt im lichten Blau, er endet in einer anderen Blau-Stimmung. Das Blau hat jetzt deutlich dunklere Nuancen, aber es umfasst von farbigen Feldern, von «Stücken» des Erlebten.

Der Kreis des irdischen Lebens hat sich geschlossen. Eine grosse Ruhe geht von der schwarzen und von beiden Seiten bedrängten Gestalt aus. Der Verstorbene blickt zurück auf sein Leben – und auf all die zurückbleibenden Menschen der unterschiedlichen Generationen.

Er selbst scheint einerseits isoliert, andererseits steht er aber in höchster Transparenz vor oder in einem unfassbarem Licht. Das Irdische und das Göttliche sprechen hier miteinander.

Das saphirblaue Feld hinter der Gestalt und das aus dem Kreis herausfliessende Licht scheinen sie aus den Tiefen der Erde herauszuziehen in eine andere Wirklichkeit. Der nach aussen und oben weisende Pfeil symbolisiert «die andere Welt» ... *Wir glauben, dass der Tod nicht das Ende ist, sondern Übergang.* Darauf weist auch die Form des umgekehrten T mit seinen aus dem Bild und ins Unendliche führenden roten Balken hin.

- Liebe und Unendlichkeit – unendliche Liebe – habe ich mich nicht das ganze Leben nach ihr gesehnt, so dass ich auch im Tod auf sie als ganz andere und doch irgendwie vertraute Wirklichkeit hoffe?

- *Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden*³.

- *Ich bete jeden Tag um die Gnade zu leben und um die Gnade zu sterben. Wir brauchen beides: Lebensgnade und Sterbensgnade*⁴.

- *Vielleicht gewöhne ich mir an, jeden Abend zu beten: Sei mein Heil, wenn ich wache und mein Schutz, wenn ich schlafe. Damit ich wache in Dir, Jesus Christus, und ruhe in Deinem Frieden. Eine gute Nacht und einst ein Sterben im Frieden gewähre Du uns barmherziger und lebensspendender Gott*⁵. ▸

1 Lied RKG Nr. 724,2

2 Konzipiert und umgesetzt von Jörgen Habedank für ein Verabschiedungshaus (2004). Die Bilderreihe gibt es in diversen Formaten als Digitaldrucke direkt beim Künstler. Infos und Anfragen per Mail an: art@joergenhabedank.de

3 Ps 90,12

4 Walter Gasser

5 Komplet

Die Ethik der Lebendigkeit

Fortsetzung von Seite 22

Funktionalität gehört auch zum Leben. Wir alle wollen einen Körper, der sich gut anfühlt. Das heisst aber nicht, dass Menschen mit Einschränkungen ihr Leben als weniger sinnvoll und wohl empfinden müssen. Menschen mit einer körperlichen oder geistigen Behinderung nehmen sich viel weniger das Leben als sogenannten «gesunde» Menschen. Das müsste uns eigentlich zu denken geben.

Um uns lebendig zu fühlen, brauchen wir mehr als Funktionalität. Vieles davon können wir nicht kaufen. Dazu gehört das Staunen über die Natur, die Freude in einer Beziehung, das gemeinsame Feiern, die Erfahrung von Liebe, das Lachen eines Kindes – auch das Lachen eines dementen Menschen – und alle sinnlichen Erfahrungen. Diese Spuren führen zu Lebendigkeit und Sinn. Daran schliessen sich Fragen an wie: Was heisst das konkret für Menschen, die auf die Fürsorge anderer angewiesen sind? Was brauchen sie, damit sich in ihrem Leben Sinn ereignen kann? Was heisst das für unser eigenes Leben? Wann fühlen wir uns lebendig?

Wie können Christen, christliche Politiker und Kirchen dieses Umdenken fördern?

Unsere grosse Chance ist, dass wir das Menschenbild von Christus in unsere plurale Gesellschaft, die kein verbindliches Menschenbild mehr haben darf, bewusst einbringen können. Unsere Welt braucht das integrative Menschenbild von Jesus, das Menschen nicht ausschliesst. Wir alle tragen Bilder in uns, wie der Mensch sein soll. Wir haben die Aufgabe, ein Menschenbild zu vertreten, das allen Menschen ein gutes und lebendiges Leben ermöglicht. ▸

«Hope»: Wörter, Sätze, Kontakt, Vertrauen

Interview: Peter Schmid¹ **In den Räumen des Evangelischen Gemeinschaftswerkes Bern-Brunnmatt bieten Kobi und Maja Stalder Ausländern Deutschkurse und mehr an. «Hope» zielt auf Begegnung. Stalders haben Zulauf und gute Stimmung während den Lektionen.**

Magazin INSIST: Was macht euch Freude?

Kobi Stalder: Menschen aus den verschiedensten Kulturen kommen zu uns und wollen Deutsch lernen. Wir können uns ihrer kaum erwehren. Dies freut uns. Die Menschen stellen Fragen. Gestern kam eine Türkin zu Maja. Ihr Mann ist ernsthaft krank. Sie fragte, warum es den Bösen in der Welt so gut geht. Maja liess sie den Psalm 73 in ihrer Sprache lesen. Dies berührte sie sichtlich. Sie nahm die Bibel mit nach Hause. Mehrmals sind aus dem Deutschkurs Bibellese-Gruppen von drei, vier, fünf Personen entstanden. Sie bringen den Text in ihrer Muttersprache mit; wir kopieren Blätter, damit wir eine Übersetzung haben.

Wo seht ihr Fortschritte?

Vor elf Jahren begannen wir an der Looslistrasse mit Unterricht. Zwei Mütter kamen als Anfängerinnen. Wir konnten uns nicht mit ihnen verständigen. Sie sind immer noch dabei, machen noch Fehler, aber wir unterhalten uns mit ihnen. Bei ihnen und den andern in Majas Klasse der

Fortgeschrittenen geht es nicht mehr nur ums Deutsche. Beziehungen sind entstanden. Sie schildern, was sie beschäftigt: Kinder in der Schule, Gewalt. Maja bespricht es mit ihnen.

Wie kommt die Vielfalt der Kulturen in den Klassen zum Ausdruck?

Manchmal kommen sie zur Sprache. Die einen schildern, was sie glauben und wie sie leben; die anderen sagen, wie es sich bei ihnen verhält. Die Frauen sind bei uns in der Mehrheit, weil die Männer mit Sprachkenntnissen in der Regel arbeiten. Nach Jahren kennen wir einander. Gestern stand ich in der Küche. Zwei Vietnamesinnen suchten gleich das Gespräch. Manche erzählen von ihren Verwandten in der Heimat. Das Bedürfnis, mit uns Schweizern auszutauschen, ist bemerkenswert. Mit unseren Türkischkenntnissen haben wir einen guten Draht zu Türken und Kurden.

Wie erfahren die Ausländerinnen und Ausländer in eurem Umfeld von diesem Angebot?

Freunde und Freundinnen nehmen sie mit: «Da musst du mitkommen; es kostet nichts.» Unser Angebot ist über die Stadtgrenzen hinaus bekannt; die Heilsarmee, Migrationsämter und Asylstellen wissen von uns.

Du hast die Nachbarschaft im Sinn, wenn du von Gesellschaft sprichst.



Kobi Stalder

Ja. Politiker haben die ganze Bevölkerung im Blick. Als Einzelner habe ich die Nachbarn vor Augen. Wozu soll ich an Bern-Ost denken, wenn ich die Leute von nebenan nicht kenne, nicht weiss, was sie beschäftigt und welche Hilfe sie brauchen? Würde ich ständig wegfahren, fehlte mir die Zeit hier.

Wir leben Gemeinde da, wo wir wohnen. Da wo wir immer sind, wollen wir Salz und Licht sein. Wir haben eine offene Tür und sind bereit, mit Nachbarn zu reden und sie einzuladen. So kommt auch eine Frau mit ihrem Kind zum Sandwich-Essen, das wir als Wohngemeinschaft regelmässig veranstalten. Als sie durch unseren Garten ging, sagte Maja zu ihr: «Kommt herein und trinkt einen Tee mit uns.» Ihr Mann ist Peruaner; er hat auch schon teilgenommen.

Der Nachbar und seine Not sind uns nicht gleichgültig. Die Befreiung, die wir als Einzelne und als Gemeinschaft durch Jesus erleben, sollen Menschen gleich um die Ecke auch erfahren und erleben dürfen. Die Verlorenheit der Menschen, denen wir täglich im Quartier begegnen, beschäftigt uns zutiefst und motiviert uns, diesen Menschen mit der Liebe Jesu zu begegnen.

¹ Das Interview ist erstmals im «wort + wärch» 1/15, der Zeitschrift des Evangelischen Gemeinschaftswerkes (EGW), erschienen.



«Beziehungen sind entstanden.»

Human Resources

Adrian Furrer **Ungeheuerliches spielte sich vor zwei Jahren im Theater der südkoreanischen Provinzstadt Daejong ab. Die Zuschauer im prächtigen Saal erwarteten einen Ballettabend des weltbekannten Choreografen Jérôme Bel. Den bekamen sie auch zu sehen. Womit sie aber nicht gerechnet hatten, war, dass anstatt topp ausgebildeter Bewegungsspezialisten zehn Schweizerinnen und Schweizer mit unterschiedlichsten Behinderungen auf der schmucklosen Bühne sitzen und stehen und ungeschminkt von ihren offensichtlichen Beeinträchtigungen erzählen würden.**

«Ich bin en fucking Möngi», spricht einer der Spieler ins Mikrofon auf der Bühnenmitte. «Ich han es Downsyndrom und es tuet mer Leid», sagt eine andere. Und dann beginnen sie zu tanzen, ungestüm und wild die einen, verhalten und «ungelenk» die andern, aber alle in einer ganz eigenartigen Schönheit. Spezialisten ihrer selbst. Die Zuschauer in Daejong reagieren betreten; schweigend verlassen sie das Theater.

Zwischen Schock und Triumph

Ein Schock, mit dem sie so nicht gerechnet hätte, sei es gewesen, meinte die Programmverantwortliche; zu fremd für eine Gesellschaft, die darauf bedacht ist, Gefühle wenn möglich zu verbergen und in der behinderte Menschen bis vor kurzem in der Öffentlichkeit keinen Platz hatten.

In der Hauptstadt Seoul war die Resonanz eine ganz andere, ähnlich der in Brasilien oder in Avignon und Berlin, wo die Zürcher Theatergruppe Hora an zwei der bedeutendsten

Theaterfestivals grosse Erfolge feierte.

Das professionell organisierte Ensemble für Menschen mit geistiger Behinderung war mit dem Stück «Disabled Theatre» ein grosses Wagnis eingegangen: weder durch Spielfiguren noch Kostüme geschützt, machten die Schauspielerinnen und Schauspieler sich selber und ihre Geschichten zum Thema. Viele hatten davor gewarnt. Sie hatten Angst, dass der Abend zu einer Freakshow, zum Menschenzoo werden könnte. Er wurde zum Triumph.

Spezialisten des Scheiterns ...

Dorthin, wo es wehtut, an die Grenzen des Peinlichen, an das Infragestellen der eigenen Persönlichkeit gehen auch die Schauspieler der freien Theatergruppe krautproduktion mit ihrem künstlerischen Leiter Michel Schröder. Immer wieder loten sie die Untiefen und Abgründe des (klein-)bürgerlichen Lebensentwurfs aus, auch des eigenen, und begeben sich an die ausfransenden Ränder der zivilisatorischen Firnis und Ästhetik, die oft gar nicht weit weg sind von den Zentren der Gesellschaft.

Auch sie sind Spezialisten: Spezialisten des Scheiterns. Don Quijote, Joseph Conrads «Herz der Finsternis», der Tod in einer postreligiösen Welt sind ihre Themen, das Zerschneiden der Utopien und die Unzulänglichkeiten des eigenen Daseins. Und ähnlich wie die Produktionen der Gruppe Hora sind auch die Arbeiten von krautproduktion oft wild und ungestüm und gehen dem Ungelenken nicht aus dem Weg. Verhalten sind sie nicht, aber bisweilen halten sie inne und lassen Raum fürs Nachdenken – und für die Leere.

... und der Poesie

Für ihre jüngste Produktion haben die beiden Gruppen zusammengearbeitet. Entstanden ist, wen wundert, kein konsumierbares Stück Theater: Es gibt keine stringente Geschichte, keinen roten Erzählfaden, sondern ein Konvolut von Szenen, Musik, Videoschnipseln, Spielen, Publi-



Aus dem Stück «Ente, Tod & Tulpe», gespielt vom Theater Hora

kumsansprachen. «Ein Gemeinschaftsdelirium» nennt Michel Schröder seine Inszenierung im Untertitel.

Das trifft es ziemlich genau. Delirien sind die meisten seiner Abende. Man wird von Eindrücken, Bildern, Einfällen, Texten überrascht und überumpelt, verunsichert – einige wohl auch verärgert – und beglückt. Durchtränkt sind sie von absurdem, bösem, freundlichem Humor. Man weiss nicht, wo einem der Kopf steht. Bis man sich wegetragen lässt vom Rhythmus der Bühne und seine Sinne öffnet für die Unmittelbarkeiten. Und hinter aller Wut, allem Aberwitz und der sarkastischen Analyse eine mögliche Seele des Spiels erkennt, eine grosse «menschliche» Wärme.

Denn darin sind die Mitwirkenden auch Spezialisten: in der Poesie, der Zärtlichkeit und – in der Gemeinschaft. Wunderbar ist es, wie die Hora- und die kraut-Schauspieler zusammen agieren und wie sich die Frage nach «behindert» und «nicht behindert» auflöst. Wahrscheinlich sind wir alle immer beides.

HUMAN RESOURCES heisst der Abend. Und vielleicht ist dies die wichtigste Intention des Abends. Die Befreiung dieses Begriffs aus dem Gefängnis der neokapitalistischen Leistungsbedeutung hin zu Orten, bei denen es die «menschlichen Hilfsmittel» wirklich braucht: im Zusammensein, im Füreinander-Einstehen auf dem Weg durch das gefährdete Dasein.



Adrian Furrer ist Schauspieler und Regisseur und wohnt in Henggart ZH. adrian.furrer@sunrise.ch

Schreiende Filme

Daniel Gerber **Wenn die Jünger nicht von Jesus erzählen dürfen, dann werden die Steine schreien. An diese Aussage von Jesus Christus erinnert «Hollywoods Jahr der Bibel»: Etliche Christen sind ruhig geworden, dafür schreit jetzt die Filmindustrie - wenn auch in unterschiedlichen Tonlagen.**

Aus «Hollywoods Jahr der Bibel» wird ein «Jahrzehnt der Bibel». Denn kaum sind «Noah» und «Exodus» sowie das Spektakel «Unbroken» um den Pastoren Louis Zamperini aus den Kommentarspalten verschwunden, folgen bereits weitere Ankündigungen biblischer Stoffe – und wieder sind A-Promis aus der Traumfabrik im Gespräch.

Eine Flut von «Bibel-Filmen»

Zwar scheint Brad Pitt nun doch nicht mehr Pontius Pilatus mimen zu wollen, dafür plant Hugh Jackman Paulus in einem anderen Streifen namens «Apostle Paul» zu verkörpern. Produziert wird dieser Film zusammen mit Jackman auch durch Matt Damon und Ben Affleck. Ins Kino soll dieser Stoff im März 2017 kommen. Bereits 2016 erfolgt die vierte «Ben-Hur»-Verfilmung. In dieser soll Jesus Christus noch mehr Raum einnehmen als im dritten «Ben-Hur»-Movie aus dem Jahr 1959. Basierend auf der Novelle von Lew Wallace «Ben Hur: A Tale of the Christ» hatten übrigens bereits 1907 und 1925 zwei erste Adaptionen den Weg in die Kinosäle gefunden.

Nie war eine vergleichbare Flut von Streifen mit biblischen oder christlichen Bezügen mit Top-Schauspielern in derart kurzer Zeit auf der Leinwand zu sehen. Natürlich wurden bereits früher biblische Inhalte



Daniel Gerber ist freier Journalist. Er berichtet unter anderem für livenet.ch über den christlichen Glauben, bei [Open Doors](http://OpenDoors.ch) über die verfolgte Kirche und für die [Berner Zeitung](http://BernerZeitung.ch) und [Blick](http://Blick.ch) über Eishockey.

mit grossen Namen verfilmt, so etwa «Samson und Delila» mit Liz Hurley (1996). Doch etliche der damaligen Filme wurden mit Newcomern besetzt oder mehrere der Stars – wie Liz Hurley – hatten zum Zeitpunkt der Filme noch nicht das Renommee, wie es heute Christian Bale, Emma Watson, Russell Crowe und andere zum Zeitpunkt ihres Mitwirkens in einem «Bibel-Film» haben.

Und vergessen wir neben den Filmen über Geschichten aus dem Buch der Bücher nicht die Beiträge über Martin Luther King («Selma» mit David Oyelowo) oder das Endzeitspektakel «Finale» mit Nicolas Cage in einer der Hauptrollen (der zweite Teil ist in Arbeit, diesmal wohl ohne Cage), «Soul Surfer» (mit Dennis Quaid und Helen Hunt) oder «Heaven is for real» (mit Greg Kinnear) über den Bestseller eines Jungen, der einen Blick in die Ewigkeit werfen konnte. Zusammen mit hier nicht erwähntem hollywoodischem Kulturgut kommen wir auf über ein Dutzend Leinwand-Epen und ein Ende scheint nicht in Sicht. Bereits jetzt ist klar, dass «Finale 3» erscheinen soll; «Narnia 4» ist in Arbeit und weitere Stoffe, die direkt auf der Heiligen Schrift basieren, sind geplant.

Kommerz und biblische Botschaft

Interessant ist, dass die Christenheit – zumindest im Westen – in den letzten Jahren eher still geworden ist. Das Lebenstempo und die Erwartungen an sich selbst sind so hoch geworden, dass weniger Zeit übrig bleibt, die in das Reich Gottes investiert werden kann. Diesmal sind es nicht die Pharisäer, die versuchen, uns – die Jünger Jesu – zum Schweigen zu bringen, es ist unser Terminkalender.

Jesus selbst erwiderte den Pharisäern, die forderten, dass seine Jünger doch bitte weniger über ihren Glauben sprechen sollten: «Ich sage euch: Wenn diese schweigen werden, so werden die Steine schreien.»



Quelle: www.cineman.ch/movie/2014/ExodusGodsAndKings/gallery.html

Natürlich haben sich die Manager von «Warner Bros.», «Universal Studios» und «Paramount Pictures» nicht zusammengesetzt, eine Evangelisations-Statistik erarbeitet und sich danach im biblischen Sinne zu sprechenden Steinen entwickelt. Zudem geht es den Studio-Generälen nicht um biblische Richtigkeit. Ab Filmmitte wird «Noah» zum Science-Fiction-Abenteuer: Noah dreht durch und will die Menschheit umbringen, während der Filmbösewicht heimlich in die Arche gelangt ist und beginnt, Tiere zu essen. Dennoch lenkte «Noah» grosses Interesse auf die Bibel und die Geschichte rund um die Arche. Andere Werke wie «Exodus» und insbesondere «David and Goliath» (erschieden im April 2015, nur in den USA zu sehen) sind dagegen bibeltreuer und erbaulicher.

Und natürlich kann man einwenden, dass Nicolas Cage, Hugh Jackman und Russell Crowe neben den jeweils herausfordernden Rollen nicht zuletzt wegen den Dollars mitspielen. Mag sein. Doch die Bibel sagt nur, dass die Steine schreien werden, von der Tonlage und allfälligen Entschuldigungen ist nichts gesagt. Wie auch immer: Vermutlich braucht es neben Hollywood auch noch ein paar Jünger, die Klartext reden ...

16 Fragen an Maja Ingold

... gestellt von Hanspeter Schmutz

Die EVP-Nationalrätin Maja Ingold ist keine Marketing-Expertin in eigener Sache – dafür eine leidenschaftliche Kämpferin für soziale Anliegen.



Ihre erste Kindheitserinnerung?

Das Baden in der Waschküchengelte im Sommer auf der Wiese und die Grossmutter beim Stricken.

Ihre erste positive Glaubenserfahrung?

Das Gefühl einer nicht beschreibbaren Heimat beim Singen des Liedes «So nimm denn meine Hände ...» in der Sunntigschuel.

Ihre erste Enttäuschung im Glauben?

Dass der Konfirmandenunterricht mit Glauben nichts zu tun hatte und nur aus einem disziplinarischen Niederhaltefeuer des Pfarrers bestand. Dabei hatte ich so viele Fragen!

Ihre erste Erfahrung mit dem männlichen Geschlecht?

Mein von der Lehrerin verordneter Banknachbar in der 1. Klasse, der mindestens zwei Köpfe grösser war als ich. Er hätte mich problemlos «abschlagen» können. Aber er tat es nie, im Gegenteil!

Ihr grösster Karrieresprung?

Die überraschende Wahl ins Exekutivvollamt in der Stadt Winterthur: Ich war plötzlich EVP-Stadträtin und

Departementsvorsteherin im Bereich «Soziales» mit 1500 Mitarbeitenden.

Ihre grösste Schwäche?

Meine Humorlosigkeit (so viel zu diesem «ernsthaft-humorvollen Fragebogen»). Ich kann nicht Luftschlösser bauen und bin völlig ungeeignet, für mich selbst zu werben und mich in einer Wahlkampagne zu vermarkten.

Auf die berühmte Insel nehmen Sie mit ...

Das müsste ich jedesmal neu auswählen. Aber sicher das Handy, viel Papier für meine Gedanken und das Kirchengesangbuch – es ist für mich ein Handbuch der Spiritualität.

Das schätzen Sie an einer Freundin ...

... dass das gegenseitige Vertrauen und Wohlwollen nicht von einer guten Leistung abhängt.

Die ideale christliche Gemeinde hat die folgenden Merkmale:

Das Zusammenleben ist friedlich, respektvoll und wertschätzend. Die Gemeinde teilt untereinander sowohl Sorgen als auch Glück, und sie

schafft Räume für das Feiern und die Spiritualität.

Bei Ihrem letzten Gebet ging es um ...

... den Dank, dass ich so unbeschreiblich privilegiert leben darf und die Bitte, dass ich mit meinen «Talenten» das Richtige tun kann.

Darum würden Sie nie beten ...

... um materielle Güter für mich.

Das verstehen Sie nicht in der Bibel:

Den Widerspruch zwischen der Scheidung der Guten von den Bösen im Endgericht und den Worten von Jesus am Kreuz zum Schwerverbrecher neben ihm: «Morgen wirst du mit mir im Paradiese sein.»

Ihr Lieblingspolitiker bzw. Ihre Lieblingspolitikerin:

Wenn ich eine Person nennen muss, die mich beeindruckt und die ich bewundere, dann ist es Simonetta Sommaruga.

Wenn Sie Bundesrätin wären, würden Sie als Erstes ...

... die Bundesratskolleginnen und -kollegen dafür gewinnen, alle unsere Entscheide und Botschaften auf die Tauglichkeit für die kommenden Generationen zu prüfen.

Die soziale Gerechtigkeit wird für Sie am meisten verletzt, wenn ...

Menschen zu Unrecht und pauschal als Scheininvaliden und Sozialschmarotzer verdächtigt und beschuldigt werden.

Der Tod ist für Sie ...

... das unwiderrufliche Schlussereignis des irdischen Lebens. Gleichzeitig ist er der Beginn eines Anderen, Unbekannten, Ewigen, der in Gottes Händen liegt.

Maja Ingold (67) ist ursprünglich Lehrerin, heute Politikerin. Sie ist verheiratet mit dem Arzt Walter Ingold, Mutter von 3 erwachsenen Kindern und Grossmutter von 7 Enkelkindern. Als Nationalrätin der EVP hat sie ihre Schwerpunkte in den Bereichen soziale Sicherheit und Gesundheit, Menschen- und Umweltrechte, Konzernverantwortung, Governanceprojekte in Afrika und Entwicklungszusammenarbeit. Kirchlich ist sie in der reformierten Kirchgemeinde Oberwinterthur engagiert.



Antoinette Hunziker-Ebnetzer



Benedikt von Nursia



Olivier Tezgören

Frauen ans Ruder

(HPS) Kantonalbanken scheinen für wirtschaftlich kompetente Frauen mit christlichem Engagement eine hohe Anziehungskraft zu haben. Nach der Basellandschaftlichen Kantonalbank mit Elisabeth Schirmer-Mosset wurde nun mit Antoinette Hunziker-Ebnetzer auch bei der Berner Kantonalbank eine Frau zur Präsidentin des Verwaltungsrates gewählt. Die 55-jährige war längere Zeit Chefin der Schweizer Börse. Ihre Werte sind Respekt vor Mensch und Umwelt, Transparenz, Mut und Verantwortung. Daher gründete sie zusammen mit Partnern und Mitarbeitenden 2006 die nachhaltige Vermögensverwaltung Forma Futura Invest AG. Die Vermögen der Kundinnen und Kunden werden nur in Aktien und Obligationen von finanziell soliden Unternehmen angelegt, die auch eine nachhaltige Lebensqualität fördern und sinnvolle Produkte und Dienstleistungen anbieten. Dabei soll auch achtsam mit den Ressourcen umgegangen werden. Die Anlagekriterien für Obligationen und Aktien wurden so streng formuliert, dass dafür weltweit nur 200 Firmen in Frage kommen.

Man kann gespannt sein, was die verantwortungsbewusste Frau bei der BEKB bewirken wird. Sie hat eine hohe Meinung von ihrer Arbeitgeberin und es ist ihr ein grosses Anliegen, den Weg des qualitativen Wachstums nachhaltig weiterzuentwickeln. Als Erstes hat sich Antoinette Hunziker-Ebnetzer schon mal den Lohn gekürzt.

Tugenden einüben

(HPS) Während das Kloster St. Maurice VS auf 1400 Jahre Geschichte zurückblicken kann, sind die Regeln des Benedikt noch 100 Jahre älter. Er hat damit nicht nur das erste Schweizer Kloster, sondern auch die weltweite Klosterbewegung geprägt – bis heute¹.

Seine Grundsätze betreffen das persönliche Leben des einzelnen Christen, regeln die Gemeinschaft und wirken sich auch auf das berufliche und wirtschaftliche Leben aus. Wie es die sieben Todsünden Hochmut, Trägheit, Habsucht, Völlerei, Zorn, Wollust und Neid gibt, lassen sich auch sieben Haupttugenden formulieren: Weisheit, Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung, Mut und Demut, Glaube, Hoffnung, Liebe².

Benedikts Rat dazu: «Wenn du eine Tugend lernen willst, wähle eine! Übe diese täglich in kleinen Schritten, ein Jahr lang. Und bitte einen Bruder oder eine Schwester, den Weg mit dir zu gehen.» Eine Ermutigung, die auch nach 1500 Jahren noch taufisch ist.

¹ siehe auch unsere Rezension auf S. 41

² Paul Donders im *ideaSpektrum* 16/2015

Das Potenzial nutzen

(Flm) Der neue Geschäftsführer des Vereins Interaction, Olivier Tezgören, 35, hat eine ideale Biografie für seine neue Aufgabe. Als Sohn eines türkischen Vaters und einer Schweizer Mutter hat er selbst einen multikulturellen Hintergrund und spricht nebst Deutsch, Englisch und Französisch auch Türkisch. Er hat sich mit seinen Studien in Geschichte, Staatsrecht und Management gut für die Aufgabe vorbereitet und sich vorerst in verschiedenen Bereichen in NGOs und Sozialfirmen engagiert. Zudem hat er mit einer Forschungsarbeit die Geschichte der schweizerischen Migrationspolitik vor dem Hintergrund der Einwanderung aus der Türkei untersucht, welche die aktuelle Migrationspolitik immer noch prägt.

Um sich über seine zukünftige Aufgabe klarer zu werden, nahm er sich eine Auszeit und besuchte Kalifornien und die Türkei; er gewann so interkulturelle Einblicke. Zurück zuhause, liess er sich zum Erwachsenenbildner ausbilden. Er erhielt eine Berufung für die Jugendarbeit der Vineyard und kurze Zeit später für das Management des Verbandes Interaction, dessen 26 Mitglieder global insgesamt 177 Mio. Franken einsetzen.

Die neue Aufgabe geht er mit innerem Feuer an. Für ihn ist klar: Für die Sensibilisierung der Schweizer Christen für Nachhaltigkeit und globale Gerechtigkeit gibt es noch viel Potenzial. Dieses will er nutzen.

Ausgaben, die Sinn machen

Hanspeter Schmutz **Wir sollten den Staat so schlank machen, dass wir ihn in der Badewanne ersäufen könnten. Dieses Motto ist in den USA in Tea-Party-Kreisen¹ – und zunehmend auch bei uns – gang und gäbe. Das ist blanker Unsinn. Allerdings sollten wir dafür sorgen, dass der Staat unser Geld sinnvoll ausgibt. Dasselbe gilt natürlich auch für die politischen Gemeinden.**

Väterchen Staat gibt für uns alle immer mehr Geld aus. Die Ausgaben des Bundes haben sich seit 1990 verdoppelt auf rund 64 Milliarden Franken (2014)². Das hängt nicht nur mit der wachsenden Bevölkerung zusammen. Sie wuchs im genannten Zeitraum nämlich «nur» um 1 Million auf 8 Mio. Menschen. Dass wir mehr Geld für Steuern aufwenden, hängt mit unsern wachsenden Bedürfnissen zusammen. Die Fiskalquote³ wuchs in den letzten 25 Jahren allerdings nur leicht von 23,6 auf 26,9 Prozent (2012) und ist im Vergleich mit dem Ausland immer noch bemerkenswert tief. Dieses Geld wird vom Staat – nach Abzug der Verwaltungskosten – umverteilt und wieder an die Bevölkerung zurückgegeben.

Wohin aber fliesst der Geldsegen? Das wird laufend politisch festgelegt. Gut ein Drittel (21,4 Mrd.) geht in den Bereich der «sozialen Wohlfahrt». Etwa die Hälfte des Wachstums beruht hier auf den steigenden Kosten für die Altersversicherung, während zum Beispiel bei der Invaliden-Versicherung bewusst gespart wird. An zweiter Stelle steht der Verkehr (8,4 Mrd.). Dieser Bereich ist nur leicht gewachsen. Auf den öffentlichen Verkehr gehen 61% der Kosten zurück, die Strasse beansprucht 37% und die Luftfahrt 2% der Mittel. Knapp dahinter kommt der Bereich «Bildung und Forschung», der rasch angewachsen ist auf unterdessen 7 Milliarden Franken. Bei der Armee wird gespart. Sie kostet uns zur Zeit

aber immerhin noch 4,3 Milliarden Franken. Die Subventionen für die Landwirtschaft betragen in den letzten Jahren konstant 3,7 Milliarden Franken. Und schliesslich erhöhte das Parlament die Ausgaben für den Bereich «Beziehungen zum Ausland» – v.a. für die Entwicklungshilfe – in letzter Zeit um 6,6 Prozent auf 3,5 Milliarden Franken.

Ist es nicht ein Wahnsinn, wieviel uns der Staat heutzutage abknöpft? Nein, diese Ausgaben machen Sinn und sind sogar meist erfreulich. Sie zeigen die finanziellen Prioritäten der Bevölkerung bzw. des Parlamentes. Am stärksten liegt uns offenbar das soziale Wohlergehen der Bevölkerung am Herzen. Wir lieben es zudem, kreuz und quer durchs Land zu fahren. Hier müssten wir uns allerdings fragen, ob uns diese Leidenschaft durch die Bundesmittel nicht allzu leicht gemacht wird. Auch der Aus- und Weiterbildung bzw. dem Forschungsplatz geben wir eine hohe Priorität. Angesichts der veränderten Bedrohungslage – Stichwort «Umweltrisiken» – verschlingt die traditionelle Armee immer noch zu viel Geld. Unsere Bauern sind ihr Geld aber wert, falls sie damit ökologisch sinnvoll umgehen. Und schliesslich wird es immer wichtiger, dass wir uns als Teil der Weltgemeinschaft für die Entwicklung schwächerer Staaten einsetzen.

Kurz: Ich freue mich über die Buchhaltung unseres Bundes. Es gelingt ihm, mit einer vergleichsweise tiefen Fiskalquote unser Geld meist sinnvoll einzusetzen. Eigentlich müsste auch unsere Glücksquote auf einem entsprechend hohen Stande sein!

Das Institut INSIST fördert bekanntlich die wertorientierte Dorf-, Regional- und Stadtentwicklung (WDRS)⁴. Dabei sehen wir das Dorf oder den Stadtteil nicht primär als eine Verwaltungseinheit, sondern als Lebensraum für eine Gemeinschaft. Hier können wir lernen, «wo-

rauf es im Leben ankommt, wie man gemeinsam mit andern sein Leben gestaltet und Verantwortung übernimmt», sagt Gerald Hüther, ein bekannter deutscher Hirnforscher. In seinem kürzlich erschienenen Buch⁵ fordert er dazu auf, diesen Erfahrungsraum wiederzubeleben und eine neue Beziehungskultur zu entwickeln. Dieser Ansatz bestätigt Erkenntnisse, die wir im Institut INSIST seit über 20 Jahren betonen. Dabei sollten allerdings nicht nur die Potenziale der Jugendlichen (Hüther) sondern auch diejenigen der Familien – der wohl wichtigsten Zellen der Gemeinschaft – gefördert werden. Nicht zu vergessen sind auch die unterschätzten Möglichkeiten der «Golden Ager», der Menschen ab 65 Jahren⁶. Das bedingt ein Umdenken und eine bewusste Investition in die «gemeinwesenorientierte Bildung»⁷.

Wir sprechen in diesem Zusammenhang von einer «Bekehrung des Denkens». Die Christen eines Dorfes bzw. eines Stadtquartiers sind sich gewohnt, ihr Denken an den Zielen des Schöpfers von menschlichen Gemeinschaften auszurichten. Sie sind deshalb besonders geeignete Vorreiter bei solchen Entwicklungen.

1 Libertäre populistische Bewegung, die v.a. auch in konservativen christlichen Kreisen Anklang findet.

2 «Der Bund» vom 8.4.15

3 Anteil der Steuern und Abgaben am Bruttoinlandprodukt

4 www.dorfentwicklung.ch

5 Hüther, Gerald. «Kommunale Intelligenz. Potenzialentfaltung in Städten und Gemeinden.» Edition Körber Stiftung, Hamburg, 2013. ISBN 978-3-89684-098-1

6 siehe Magazin INSIST 2/15 zum Thema «Alter»

7 Community Education



Hanspeter Schmutz ist Publizist und Leiter des Instituts INSIST
hanspeter.schmutz@insist.ch

Ein Plädoyer für die Mitte des Glaubens

Felix Ruther **Seubert, Professor für Philosophie und Religionswissenschaften an der STH-Basel, ist Teil des Kollegiums der Hochschule für Politik in München. Er schreibt aus der Perspektive eines Philosophen, Theologen und Historikers über das Zentrum des christlichen Glaubens und betont: «In Christus hat sie (die Kirche) ihre Mitte. Alles andere sind die Früchte!» Daher, so fordert Seubert, brauchen Christen die Unterscheidung der Geister.**

Im einleitenden Kapitel schreibt Seubert: «An keiner Stelle wird in diesem Buch behauptet, dass man Christ sein müsse, um ein ethisch verantwortliches Leben zu führen.» ... Denn «alles, was auch ohne Christus geschehen könnte, ist nicht christlich².» Und später³: «Viel, allzu viel geschieht in Kirche und Gemeinde, was auch ohne Jesus Christus geschehen könnte, ja bei dem er – wie die Grossinquisitor-Rede bei Dostojewski zeigt – nur stören würde.» Diese Maxime wird anschliessend in der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Gestalten des «Zeitgeistes» entfaltet.

Gott muss Gott bleiben

Immer geht es dabei um die Unterscheidung von «Mitte und Frucht». Denn wenn die Mitte aus der Mitte gerückt wird, degeneriert der christliche Glaube zur Moral oder gar zum Moralismus. Politische Parteinahme wird dann als Kern des christlichen Zeugnisses ausgegeben⁴ oder man einigt sich in christlichen Kreisen auf den kleinsten gemeinsamen Nenner. Mit seiner klaren Abgrenzung gegen



Felix Ruther ist Studienleiter der VBG und Präsident von INSIST felix.ruther@insist.ch



Václav Machschungen, /123rf



Seubert, Harald. «Einfach Christ sein - Das Original und seine Fälschungen.» Verlag mediaKern, Friesenheim-Schuttern, 2014. Paperback, 157 Seiten, CHF 16.90. ISBN 978-3-8429-1004-1

diese «Häresien»⁵ verbindet Seubert aber keineswegs ein Plädoyer für ein innerliches und privates Christsein: Der «Herr der Welt will auch in dieser Welt und Zeit schon sichtbar werden⁶.» Wenn wir aber Gott nicht Gott sein lassen und vom Menschen das erwarten, was Gott tun muss und tun wird, dann wird jeder «zu einer Art nietschesschem Übermenschen», sagt der Autor. Und zitiert Nietzsche mit den Worten: «In unseren Händen ruht die evolutionäre Zukunft. Ob wir wollen oder nicht, wir sind jetzt die Sachwalter des Evolutionsprozesses auf Erden⁷.»

Die Mitte in Christus oder das christliche Minimum⁸

Anhand des klassischen Glaubensbekenntnisses, dem Credo und dem «Vaterunser» wird die Mitte in der Folge klar umrissen. Dabei betont Seubert, dass es falsch wäre zu fragen, ob man alles im Credo glauben müsse. Nein, «ich darf es glauben, und es wird mir eine neue Lebensdimension eröffnen⁹.» Zum ersten Glaubensartikel «Wir glauben an den Schöpfer» schreibt Seubert, dass es hier gar nicht um die Frage gehe, ob die Wissenschaft die «Hypothese

Gott» (Stephen Hawking) benötige. Schon Bonhoeffer habe in diesem Zusammenhang vom «Lückenbüsser-Gott» gesprochen. Wir müssen nicht eine Schöpfung in sechs Tagen annehmen und in diesem Sinne keine Kreationisten sein, sagt der Autor, aber wir müssen sehen, dass es neben der materiellen Welt eine geistige Dimension gibt.

Im letzten Kapitel beschreibt der Autor, wie diese Mitte in verschiedene Bereiche der Welt ausstrahlen soll. Unter anderem geht er auf die folgenden Themen ein: Das Verhältnis zu den anderen Religionen, Ethik, Mensch, Politik, Bibel, Philosophie und Apologetik.

Verantwortbarer Glaube

Auch als Philosophieprofessor schreibt Seubert immer sehr prägnant und gut verständlich. Andererseits kann man an den unzähligen Querverweisen und Zitaten seine Gelehrtheit leicht erkennen. Gerade diese Weite im Denken, gepaart mit dem klaren Bekenntnis zu Jesus Christus, macht dieses Buch so wertvoll. Es zeigt, dass der Glaube vor dem Denken verantwortbar ist. Es bleibt aber ein Glaube, der auf die Mitte bezogen sein muss, wenn er nicht erneut zu Spaltungen und Häresien führen soll.

1 S. 14

2 S. 25

3 S. 73

4 S. 49

5 «Häresie»: Irrlehre

6 S. 66

7 S. 75

8 Titel des dritten Kapitels, ab S. 78

9 S. 82

Missionale Theologie

(HPS) Der Missiologe Roland Hardmeier beschreibt in seinem Buch «die geschichtlichen Meilensteine und theologischen Eckpunkte» der missionalen Theologie, die in den letzten Jahrzehnten die evangelikale Bewegung von einer einseitigen Betonung der persönlichen Bekehrung zu einer Wiederentdeckung der Bekehrung zur Welt geführt haben. Dabei wird u.a. deutlich, wie die zunehmend stärker werdende Kirche und Theologie des Südens gängige theologische Positionen der weissen westlichen Mittelklasse heilsam erschüttert und zu einer stärkeren Gewichtung «der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Implikationen des Missionsauftrages» (S. 101) geführt hat. Das Buch zeigt die daraus folgenden Einsichten für den kirchli-

chen Gemeindebau: eine «Kirche nicht um ihrer selbst, sondern um der Welt willen» (S. 177) und schliesst mit einer Bilanz des «Wandels zur Ganzheitlichkeit» in den letzten Jahrzehnten. Der Autor leistet mit seiner gut verständlichen Sprache eine umfassende Begriffsklärung und historische Verortung der missionalen Theologie. Zugleich lässt er erahnen, dass die evangelikale Bewegung zumindest in unsern Breitengraden erst ganz am Anfang des Weges zur Weltverantwortung steht.



Hardmeier, Roland. «Missionale Theologie. Evangelikale auf dem Weg zur Weltverantwortung.» Neufeld-Verlag, Schwarzenfeld, 2015. Paperback, 241 Seiten, CHF 22.75. (Bezug bei www.igw.edu). ISBN 978-3-86256-061-5

Ethik der Lebendigkeit

(HPS) Die Theologin und Medizinethikerin Ruth Baumann-Hölzle zeigte bereits in ihrer 1989 verfassten Doktorarbeit beispielhaft, wie heute die Gene von Menschen manipuliert werden können, unter welchen gesellschaftlichen Umständen das geschieht und welche ethischen Fragen dabei aufgeworfen werden. 1991 wurde diese Arbeit mit dem Hauptpreis des Stehr-Boldt-Fonds der Universität Zürich gewürdigt, einer Auszeichnung für interdisziplinäre Forschung im Bereich der Medizin. Das Buch ist auch für interessierte Laien lesbar und sogar mit Skizzen illustriert. Spannend sind dabei weniger die Erläuterungen der heute noch umfassenderen «aktuellen Möglichkeiten der Gentechnologie», sondern das Aufzeigen der gesellschaftlichen Zwänge und Hoffnungen, die mit jeder neuen «Erfindung» verbunden sind – und der Notwendigkeit einer theologischen Ethik, die diesen Entwicklungen gerecht wird. Die Autorin skizziert das heute gängige «funktionale Welt- und Menschenbild», das den Menschen zunehmend zu einer produktiven Maschine erniedrigt.

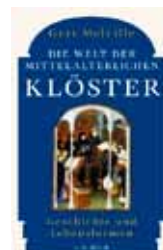
Dieses Denkmuster drückt sich ethisch im «Utilitarismus» aus. Hier ist alles gut, was möglichst viel und vielen einen Nutzen bringt. Damit bekommt das Kriterium der Effizienz zunehmend freie Bahn.

Dieser Entwicklung will die Autorin ein anderes Denkmuster entgegensetzen: die «Methapher der Beziehung». Sie geht davon aus, dass, verkürzt gesagt «alles» Beziehung ist. Auch sie lässt sich wissenschaftlich – etwa durch die Relativitätstheorie – abstützen. Dieser Ansatz ermöglicht bedeutend mehr Sinn, mehr «Lebendigkeit». Er wurde von Jesus Christus vorbildlich gelebt und wird in der Bibel metaphysisch begründet. Laut der Autorin ist es unsere Herausforderung, auf diesem wissenschaftlichen und metaphysischen Hintergrund «neue Menschen- und Weltbilder» zu entwickeln, die auch dem Forschen einen menschenfreundlichen Rahmen geben. Kurz: Wir stehen heute vor der Entscheidung zwischen «Lebendigkeit oder Erniedrigung» (S. 472).

Baumann-Hölzle, Ruth. «Human-Gentechnologie und moderne Gesellschaft.» TVZ, Zürich, 1990. Paperback, 493 Seiten. CHF 25.– (inkl. Porto und Versand). Erhältlich bei: Stiftung Dialog Ethik, Schaffhauserstrasse 418, 8050 Zürich; 044 252 42 01, info@dialog-ethik.ch

Klöster als Brutstätte der Erneuerung

(HPS) Saint-Maurice im Wallis gilt als ältestes heute noch aktives Kloster der westlichen Christenheit: während 1400 Jahren hat es seine Pforten nie geschlossen. Das Jubiläum ist eine gute Gelegenheit, die oft unterschätzte Wirkung der Klöster in der Kirchengeschichte näher anzuschauen. Das vorliegende Buch des Mittelalter-Spezialisten Gert Melville leistet dabei eine gute Hilfe. Der Autor zeigt die Motive für erste klösterliche Gemeinschaften – Rückzug aus der Betriebsamkeit und vorbildhafte Besinnung auf das Wesentliche – und schildert die Kraft der benediktinischen Regel als spiritueller und organisatorischer Text auch für spätere Orden. Er zeichnet den Aufstieg, Niedergang und die Erneuerung der wichtigsten Ordensgruppen nach: neben den Benediktinern u.a. auch die Zisterzienser, Franziskaner und Dominikaner. Es wird deutlich, welche enorme gesellschaftliche Wirkung diese Klostergemeinschaften in ihrer Blütezeit erzielten. Sie waren nicht nur in der Förderung des persönlichen spirituellen Lebens bzw. in der Gestaltung und Organisation von Gemeinschaften führend, sondern auch im Aufbau von wirtschaftlich tragfähigen Strukturen, dem Entwickeln von demokratischen Formen sowie im Fördern von Landwirtschaft und Wissenschaft. Die Klosterbewegung schuf damit «die wesentlichen Grundlagen der Moderne» (S. 317). Was aber geschah nach der Reformation und wie wirken heutige kommunale Bewegungen? Das bleibt offen. Dieses Buch muss wohl erst noch geschrieben werden.



Melville, Gert. «Die Welt der mittelalterlichen Klöster. Geschichte und Lebensformen.» C.H. Beck, München, 2012. Gebunden, 415 Seiten, CHF 35.90. ISBN 978-3-406-63659-2

Die EVP will Brücken bauen



Interview: Hanspeter Schmutz **Joel Blunier ist seit 13 Jahren Generalsekretär der EVP. Er hat diese Partei mit seiner sachlichen und verbindenden Art geprägt. Die Geschichte der EVP geht aber bis ins Jahr 1917 zurück.**

Magazin INSIST: Joel Blunier, was motiviert Sie, Ihre Arbeit jeden Tag wieder neu anzupacken?

Joel Blunier: Die Vielfalt der Aufgaben als Geschäftsführer einer nationalen Partei ist eine grosse Herausforderung, die ich jeden Tag gerne annehme. Der Einsatz für mehr christliche Werte in der Schweizer Politik ist zudem nie abgeschlossen: Immer wieder werden tragende Grundwerte in Frage gestellt oder ethische Grenzen überschritten. Da gilt es Gegensteuer zu geben oder mit konstruktiven Ideen die Diskussion mitzugestalten. Die Gestaltungsmöglichkeiten sind in meiner Funktion sehr gross und kommen mir als innovative Person sehr entgegen.

Die moderne Schweiz wurde nach ihrer Gründung 1848 von der FDP geprägt. Nach der Beilegung des «Kulturkampfes» zwischen progressiven und konservativen Kräften wurde der Bundesrat 1891 durch die katholische CVP ergänzt. 1929 wurden – als Abspaltung von der FDP – mit dem ersten SVP-Vertreter die Bauern integriert. 1943 kamen mit den Sozialdemokraten auch die linken Kräfte in die Regierung. Damit waren alle wesentlichen Kräfte der Schweizer Bevölkerung vertreten.

Die EVP wurde schon 1917 in Uster unter dem Namen «Protestantisch-christliche Partei» gegründet. Warum brauchte es damals diese neue Partei?

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges verschärfte sich infolge der Verschlechterung der Lebensbedingungen die Kluft zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum. Die Politik war damals bereits sehr polarisiert, nicht zuletzt aufgrund der fehlenden Ein-

bindung aller Parteien in die Regierung. In christlichen Kreisen verstärkte sich die Einsicht, dass es eine politische Kraft braucht, welche die beiden verfeindeten Lager verbinden kann und als Brückenbauerin konstruktive Lösungen für das Land erarbeiten sollte.

Die Evangelische Volkspartei wurde Anfang 1919 nicht zuletzt auch im Hinblick auf die bevorstehenden Nationalratswahlen gegründet, die erstmals im Proporzwahlssystem durchgeführt wurden. Dies ermöglichte es auch kleineren Parteien, Sitze zu gewinnen.

Heute ist die Parteienlandschaft durch Abspaltungen und Neugründungen unübersichtlich geworden. Müsste man heute nicht vermehrt versuchen, alle christlichen Kräfte in einer Partei zu sammeln, um den christlichen Werten in unserer Gesellschaft mehr Gewicht verleihen zu können?

Dass die Übertragung der biblischen Botschaft und ihrer Werte auf die persönliche Lebenssituation je nach Person unterschiedliche Ausprägungen hat, ist offensichtlich; das zeigt sich unter anderem auch in der Vielfalt christlicher Gemeinschaften. Die Bibel ist kein politisches Rezeptbuch. Darum werden Christen immer wieder zu unterschiedlichen politischen Folgerungen kommen. Es wird deshalb immer in allen Parteien christliche Vertreterinnen und Vertreter geben.

Ich wünsche mir aber eine verstärkte parteiübergreifende Zusammenarbeit in Gewissensfragen, wie zum Beispiel beim Schutz des Lebens oder der Schöpfung, bei der Glaubensfreiheit oder in der finanziellen Verwalterschaft. Das Prinzip der «Vielfalt in der Einheit» scheint mir zielführender zu sein als eine Grossfusion.

Welche Ziele strebt die EVP für die kommenden Wahlen an?

Nebst den beiden Mandaten von Ma-

rianne Streiff und Maja Ingold strebt die EVP im Herbst den Wiedererwerb des im Jahr 2007 verloren gegangenen Sitzes im Kanton Aargau an. Da der Kanton Aargau einen Nationalratssitz mehr verteilen kann, sind die Chancen vorhanden. Allerdings braucht es dazu einen enormen Effort und übernatürliche Hilfe.

Die Leserinnen und Leser des Magazins INSIST sind in unterschiedlichen Parteien zuhause. Viele von ihnen sympathisieren aber mit der EVP. Wie erklären Sie sich diese Nähe unseres Magazins zur EVP?

Das Magazin INSIST ist bemüht, Themen ganzheitlich, vertieft und differenziert zu behandeln. Ausgewiesene Experten beleuchten verschiedene gesellschaftliche, theologische und ethische Aspekte. Allen wird schliesslich die Freiheit gelassen, eine eigene Meinung zu bilden. Für die EVP ist die gründliche Auseinandersetzung mit politischen Themen sehr wichtig. Die Gewissens- und Denkfreiheit jedes EVP-Mitglieds wird sehr hoch gehalten. Einen «Fraktionszwang» kennen wir nicht. Das Magazin INSIST passt so gesehen sehr gut zur «EVP-Philosophie».

Das Magazin INSIST jetzt vergünstigt abonnieren

(HPS) Für alle EVP-Freunde, die das Magazin INSIST noch nicht abonniert haben, gibt es anlässlich dieser gemeinsamen Ausgabe ein Sonderangebot:

Wer das Magazin INSIST noch vor den Sommerferien abonniert, erhält es zum **Sonderpreis von**

Fr. 30.– statt Fr. 48.–.

www.insist.ch oder Mail an info@insist.ch (Vermerk «EVP»)

DAS IST
JOYCE

**ECHTES
LEBEN**

mit Herz
und Verstand,

simplich

schön

beflügelnd

UND DABEI

EHRlich,

alltagsnah

und fest im

Glauben

VERANKERT.

**FÜR FRAUEN,
WIE UNS!**



**JETZT KOSTENLOS TESTEN
ODER VERSCHENKEN!**

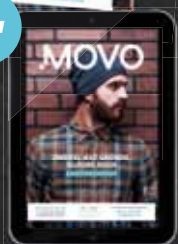
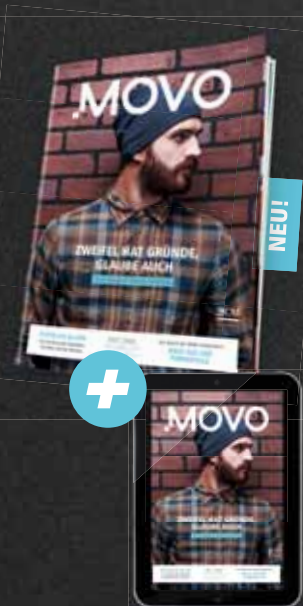
www.bundes-verlag.ch/joyce

INFO@SCM-BUNDES-VERLAG.CH
TEL. 043 288 80 10

»Bin einfach
nur
begeistert...

... von einer genialen
Männerzeitschrift, die
nicht auf den ersten
Blick mit dem typisch
christlichen Mann
wirbt. <<

Michael über die
MOVO-Startausgabe



DIE ZWEITE.

MIT DIESEN THEMEN:

- Zweifel sind männlich
- Als Familienvater überleben nach dem Tod der Ehefrau
- Drohnenfieber
- XXX Porno – Am Anfang des Dialogs steht das Ende der Moral
- und vieles mehr!

www.MOVO.net

**Jetzt kostenlos testen oder
gleich regelmässig lesen!**

INFO@SCM-BUNDES-VERLAG.CH
TEL. 043 288 80 10

SCM
Bundes-Verlag

RIMUSS.CH

100% FESTLAUNE
0% ALKOHOH

**JETZT NEU
auch als
Rosato**

RIMUSS
SECCO

Total Mensch!



(Jasmin, 11 Wochen alt)

6. Marsch fürs Läbe

Kundgebung · Bekenntnis-Marsch · Überkonfessioneller Gottesdienst

Samstag, 19. September 2015, 14.15 Uhr
Zürich-Oerlikon Marktplatz, marchfuerslaebe.ch

Mit Bischof Charles Morerod, Freiburg
Marc Jost, Pfarrer, Thun
Marianne Streiff, Nationalrätin EVP Bern

Marsch
fürs
Läbe

PRO LIFE

Menschliches Leben schützen



90% an Zahnstellungs-
korrekturen / Zahnspangen



75% an die Zahnarzt-
kosten von Kindern



Viele Spar-Vorteile und Rabatte
bei der Krankenkasse



Grossfamilienrabatt für Familien
mit mehr als vier Kindern



Geburtengeld / Adoptionsgeld



Familien-Mehrwertportal im
Internet



Kompetente Beratung in allen
Versicherungsfragen

Wir wissen wie
Familien
gut
versichert
sind!



Aus Überzeugung:
JA zum Leben!

prolife.ch

Telefon: 0848 870 870

info@prolife.ch